Robinsonaden

Raben  Verlag

Charlottenburg 4

1916







Robinsonaden

Band I

Der deutsche Robinson



Robinsonaden

Eine Sammlung von Abenteurer-geschichten früherer Jahrhunderte

Bearbeitet und herausgegeben
von

Maximilian Lehnert

Erster Band



Raben-Verlag
G. m. b. H.
Charlottenburg

Der deutsche Robinson

Bearbeitet und herausgegeben
von
Maximilian Lehnert

Raben-Verlag
G. m. b. H.



Charlottenburg

Umschlagszeichnung von Otto Amtsberg, Berlin-Wilmersdorf.
Druck von Oskar Leiner, Leipzig.
Einbände und Broschur von Wilhelm Kämmerer, Berlin.

Vorwort.

In der Einleitung, die Karl Simrock 1833 den von ihm aus dem Mitteldeutschen übertragenen Gedichten Walters von der Vogelweide voraus- schickt, stehen Worte, die der heutigen Generation ein heiliges Vermächtnis bedeuten sollten. „Was vergafſt du dich", heißt es daselbst, „in allen Tand, allen armseligen Kram des Auslandes, buhlst mit allen neun Musen fremder Länder umher, wall- fahrtest mit pedantischer Entzückung zu allen Gräbern überalpischer, überpyrenaischer und über- seeischer großer Männer, während du daheim die ehrwürdigen Ruhestätten deiner kunstreichen, längstvergessenen Söhne besudelst? Sieh umher in deinen eigenen Gauen: wohin du blickst, ist klassischer Boden, da ist ein Sänger geboren, da hat ein Dichter gesungen, da sind Unsterbliche gewandelt."

An diese Zeilen wurde ich erinnert, als ich zufällig bei meinen Arbeiten an den verschiedenen Bibliotheken auf die reiche Sammlung von Robinson-Büchern aus dem achtzehnten und neun- zehnten Jahrhundert stieß. „Robinson?" wird mancher Leser fragen, „jener Robinson Crusoe, den wir in unserer Kindheit lasen?" — Nein, mein lieber Leser, sondern Abenteurergeschichten aus aller Herren Länder, teils wahre, teils er- fundene Lebensbeschreibungen von Abenteuern, die sich nach jenem berühmten Robinson nun

auch Robinsone nannten. Unsere Voreltern haben sich an jenen Geschichten, die mitunter recht derb und drastisch waren, erfreut. Warum also soll man die heutzutage Vergessenen nicht wieder einem lesefreudigen Publikum zugänglich machen, wenn sie auch nicht für Kinder berechnet sind?

Das Derbe und Drastische mußte bei meiner Bearbeitung aus Schicklichkeitsgründen fortbleiben; sollte dennoch mancher Ausdruck oder manche der mitgeteilten Begebenheiten dem Leser auffallen, so möge er sich der Zeiten erinnern, in denen diese Bücher geschrieben sind, wo man noch nicht allzu prüde war.

Ich habe bei der Auswahl der auf zunächst zehn Bände berechneten Ausgabe von Robinsonaden nicht Rücksicht genommen auf die Wissenschaft, die nach Dr. Hermann Ulbrich: Robinson und Robinsonaden, Bibliographie, Geschichte, Kritik (Weimar 1898) zwischen wirklichen und Pseudo-Robinsonaden unterscheidet, sondern diejenigen ausgesucht, die nach meiner Ansicht dem Publikum das gleiche Vergnügen beim Lesen wie mir bei der Bearbeitung machen werden. Und wenn ich mit meiner Arbeit recht vielen Lesern einige heitere Stunden bereiten kann, so ist meine Mühe nicht umsonst gewesen.

November 1915.

Maximilian Lehnert.

Der deutsche Robinson



Geehrter Leser![1])

Ich höre schon den Manus seine Zähne fletschen: „Abermals was Neues! Selten was Gutes!“ werden die Feinde der satirischen Wahrheit sagen; allein was kehre ich mich daran, wer kann es allen Leuten recht machen? Die Verächter solcher Schriften erinnern mich an die, die kein Konfekt oder Süßigkeiten ohne Bauchgrimmen genießen können und vieles von der Ungesundheit solcher Speisen schwatzen, während doch Tausende es nicht glauben und ihnen keinen Beifall zollen. Der Wein ist ein edler Trank, doch hat man seltsame Leute gefunden, die ihn verschmähen, so daß die Hasen klüger als jene zu nennen sind. Der Überfluß ist in allen Dingen verwerflich; daher ist es auch nicht

---

[1]) Der genaue Titel des Originals lautet:

Der deutsche Robinson oder Bernhard Creutz, das ist eines übelgearteten Jünglings seltsame Lebensbeschreibung, darinnen seine Geburt, Auferziehung, Lehrjahre, höchstgefährliche Reisen, Ordensstand, Heiraten, Schiffbruch, Judentum, hohe Erhebung, jählinger Fall, verwunderungswürdige Fata und Begebenheiten erzählt werden, nebst einer neuen Welt, deren Fruchtbarkeit, Justizpolizei, Sitten, Gewohnheiten und geführte Kriege.

Mit glaubwürdiger Feder beschrieben und mit sauberen Kupfern gezieret werden.

Hall in Schwaben (um 1760).

zu billigen, wenn man allzuviel über den Satiren sitzen und das Lesen geistlicher Bücher oder andere nötige Geschäfte darüber versäumen wollte; dann und wann aber ein Stündchen mit dem Lesen solcher Bücher zu verwenden, wird das Gemüt recht ergötzen.

Hier hat man nun durch die Vorstellung eines übelgearteten Jünglings dem geehrten Leser eine versilberte Pille eingeben wollen. Ein jeder lese und reinige sich von dem, was diesem übel angestanden, denn das wird sicherlich an ihm auch nicht zu loben sein. Doch beschuldige mich niemand etwa einer Unwahrheit, oder ich halte ihn für keinen guten deutschen Patrioten; denn warum sollte es in Deutschland nicht ebensogut Robinsone geben als in England oder Holland, so daß man genötigt wäre, die Lügen allemal von ferne herkommen zu lassen. Und wenn es auch eine Geschichte eines Jünglings heißt, so werden doch die Alten auch etwas darinnen für sich finden. Wollte man sich über die Deutlichkeit beschweren, so muß man wissen, daß es eine deutsche Geschichte ist, die nicht immer verblümt hat gegeben werden können, und es geht auf der Welt noch viel wunderlicher und seltsamer zu, als hier mitgeteilt wird.

Wer vernünftig ist, wird sich an dem Fall dieses Robinson ein Beispiel nehmen und um so eher eine Ursache finden, von Lastern abzustehen. Die Schulpossen, die Bernhard dem Kantor angetan hat, sind nicht zur Nachfolge der Jugend geschrieben, sondern zur Lehre, sich davor zu hüten;

denn es ist eine der größten Sünden der jungen Knaben und zeigt ein böses Gemüt an, wenn Kinder ihren Lehrmeistern, die den ersten Grundstein zu ihrer Wohlfahrt legen, alles nur mögliche Herzeleid antun, sich hinterher dieser Bosheiten rühmen und ihre Lehrer seufzen machen; ja wer weiß, ob diese unerkannten Sünden, die er dem Kantor angetan hat, nicht den Fluch auf unseren Jüngling gebracht haben, so daß ihm später alles unglücklich ausging. Man wird daraus die Lehre ziehen können, daß man mit seinem Stand zufrieden sein und nicht mit Gewalt nach Ämtern, denen man nicht gewachsen ist, streben soll; denn wer ohne rechtmäßigen Beruf hochsteigt, fällt gewöhnlich plötzlich und tief wieder hinunter.

Dabei sieht man zugleich, daß, wenn sich auch manches Weltkind durch sein geschwätziges Maul hochschwingt oder sich mit anderer Leute Schaden sein Leben eine Zeitlang angenehm macht, es doch nicht lange so bleibt und es damit sein Bewenden hat, was David sagt: Der Gottlose hat viel Plage.

Erstes Kapitel.

Bernhards unvermuteter Fall und Arretierung.

Bis hierher war unser ruchloser Jüngling einen Weg wie den anderen in seiner bösen Lebensart immer fortgefahren, soviel Schläge er auch erhalten hatte; auch die vielen Fährlichkeiten, die ihm zugestoßen und die oftmalige Veränderung seines Glücks konnten ihn nicht auf den Tugendweg leiten. So geht es dem Menschen, der Gott, seinen Schöpfer, verläßt und nur seinen Lüsten nachwandelt. So verblendet war er auch, daß er weder an Gott dachte, noch auf die Menge seiner großen und vielen Feinde, die er sich durch sein böses Benehmen zugezogen hatte, achtete. Er glaubte, es könnte ihm nicht fehlen, wenn er es auch noch so bunt trieb; er würde nimmermehr unterliegen, sein geschwätziges Maul müßte ihn überall durchbringen.

Allein sein Fall war bereitet, als er dachte, er säße dem Glück im Schoß und hätte die Stufen zu der höchsten Ehrenstelle betreten. Er freute sich schon, als ihn die Machthaber vor sich fordern ließen, und meinte, hier würde er Gelegenheit bekommen, unter dem Scheine des Rechts seinem Nächsten Schaden zu tun. Nachdem ihm aber ein

Haftbefehl überreicht war, wurde ihm gleichzeitig die Tür zum Gefängnis gewiesen, wo sich folgende Unterhaltung mit dem Gefangenaufseher entwickelte:

B e r n h a r d:

Potz Millionentausend Zentner Sauerkraut und alle Tonnen voll Buttermilch! Wenn doch aller Welt Donnerwetter drein schlügen!

G e f a n g e n w ä r t e r:

Ihre Gestrengen wollen fein ruhig sein; es hilft hier kein Böſetun. Sie geben nur Ihren Degen her und warten alles andere fein ab.

B e r n h a r d:

Wie? Was? Wem? Wer sollte sich unterstehen, dieses Helden- und Ehrenzeichen von meiner Seite zu fordern? Es ist mir angeboren und soll nicht eher von mir kommen, bis mir der Atem oben und unten ausgeht. Kerls, ich sage, habt Respekt! Seht Ihr nicht, wen Ihr vor Euch habt?

G e f a n g e n w ä r t e r:

Ich gratuliere mir, Ihre Gestrengen unter meinem Kommando zu haben; schon lange habe ich gedacht, es würde so kommen. Der Krug geht solange zum Wasser, bis er bricht, und der Hund wird solange naschen, bis er den Schwanz verliert. Ich sage, Ihr gebt ohne Weigerung den Degen her, oder ich wende Gewalt an.

Bernhard:

Sapperment, du Lauserumpf, hältst du dich für einen Kommandeur über meine Person? Du Rabenaas, daß dich die Wölfe fressen! Messieurs, da ist der Degen!

Gefangenwärter:

Als Ihre Gestrengen sich noch im Landstreicherstande befanden, werdet Ihr zuweilen den Wolf schmerzlicher empfunden haben, als ich ihn zu fürchten habe. Ich habe aber Beispiele erlebt, daß manchen Prahler die Raben gefressen haben, seine Frau sich nicht der Läuse erwehren konnte und die Eltern das Tor auf den Rücken nehmen mußten, so daß es nachher Mangel an nichtswürdigen Leuten gab.

Bernhard:

Au wei! Au wei! O Pulverhörnlein, o Pumper-Nüßlein! O Mars, Jupiter und Saturn! O Lungen, o Leber! Soll ich nicht vor Zorn von mir speien, daß sich ein solcher Unflat über mich lächerlich macht! Schade, daß ich mir nicht das Herz aus dem Leibe reißen und es dir in dein freches Maul werfen kann! Schade, schade!

Gefangenwärter:

Lassen Ihre Gestrengen nur diese Schelmenstücke in ihrem Unflatbehälter ruhen und tut Eurem Leibe nicht selbst ein Unglück an; es ist noch kein Mangel an Scharfrichtern, und auf eine kurze Zeit

wird es nicht ankommen, Ihr seid dann der Mühe enthoben. Spaziert nur hinter mir her, ich will Euch den Weg schon weisen. Ihr Herren, stoßt ihm die Flinten in den Rücken, wenn er nicht nach will.

Bernhard:

Es ist ein unfeines Wesen, wenn man sich in allen Dreck mengt. Hätte ich doch nur eher damit aufgehört, so dürfte ich nun als so vornehmer Mann nicht dem übelsten Befehlshaber über Schelme und Diebe Gehorsam leisten und hinter ihm hergehen müssen. Wo denn aber hin, Herr Aufseher?

Gefangenaufseher:

So ist es recht, wenn mir Ihre Gestrengen meinen rechten Titel geben; nun will ich mich auch für Euch verwenden, Ihr sollt die höchste Stelle im Tribunal bekommen.

Bernhard:

Vielleicht als Präses, daß jedermann auf mich sehen und mir gehorchen muß?

Gefangenaufseher:

Assessores werdet Ihr genug bekommen; wieviel sie aber auf Eure Befehle geben werden, wird die Zeit lehren. Beliebt nur hier hineinzuspazieren, doch muß ich vorher noch Euren Schubsack visitieren und mir das Messer ausbitten. Der Braten soll Euch stets tranchiert und zerlegt hineingereicht werden.

Bernhard zu den anderen Gefangenen:
Bonjour, Messieurs.

Gefangener:

Untertänigster Diener, Ihro Gnaden. Ich hoffe, Dero Ankunft wird uns ein Glücksstern sein, Ihr werdet uns gute Botschaft von unseren Frauen bringen; hoffentlich kommen wir bald los.

Bernhard:

Ja, mein lieber Mann, daß ich ein Gefangener bin, diese Botschaft wird man meiner Frau bringen.

Gefangener:

Ihro Gnaden nehmen sich doch meiner Sache an und helfen meine Gläubiger persuadieren, daß sie mit mir akkordieren.

Bernhard:

Ja, wer den Meinigen Trost zuspräche, daß sie nichts verlangten!

Gefangener:

O Himmel! Was sehe ich, sind Ihro Gnaden ein Gefangener? Welches Schicksal bringt Euch denn zu uns?

Bernhard:

Die Galle ist mir in die Blase getreten, und daß sie nicht weiter um sich greift, muß ich mein Wasser lassen, von dem ohnehin schon ein gut Teil in die Hosen gelaufen ist; vorher kann ich kein Wort reden. Wo nimmt man hier seinen Abtritt?

Gefangener:

Ihro Gnaden werden sich des dort stehenden Eimers bedienen müssen, der zu unserem Gebrauch hierhergesetzt ist.

Bernhard:

Hol's der Henker! Ist das eine Behandlung für mich? Soll ich mich an einen solchen Sauort stellen? Zu Hause habe ich für mich und meine Venus das Lusthaus, worauf wir unsere Hinter-kastelle zu schrauben pflegen, mit rotem Samt ausschlagen lassen! Ja, sie hat sogar über ihre zarten Hände stets noch ein Paar elendshäutene Handschuhe ziehen müssen, wenn wir zu Bett gingen, daß ich nicht mit bloßen Händen angegriffen und sie mit besserem Recht als manche andere eine ehrbare Frau genannt würde.

Gefangener:

Ihro Gnaden müssen sich nun schon unsere Weise gefallen lassen! Befeuchtet nur Eure Hosen nicht so sehr, es möchte Euch sonst in der Nacht ein Zittern vor Nässe und Kälte ankommen.

Bernhard:

O ich armer Mann, so hat mich denn Fortuna schon wieder von der Hutsche gestoßen, daß ich wie eine Eule girren muß! Daß ich mich doch niemals in meinem Glücke zurechtfinden kann! Es gibt keinen Menschen außer mir, der soviel Un-

annehmlichkeiten unterworfen ist. Wenn ich an meinen Lebensweg denke, so möchte mir der Bart zwölf Ellen herauswachsen und das Haar in einer Nacht eselsgrau werden.

Gefangener:

Ihro Gnaden werden uns einen außerordentlichen Gefallen tun, wenn Ihr uns von Euren Unannehmlichkeiten Bericht erstattet und Euren Lebenslauf von Jugend an zu erzählen beliebtet. Da wir ohnehin hier keinen Prediger haben, werden wir alle aufmerksame Zuhörer abgeben.

Bernhard:

Ja, gern, meine Herren; weil ich mir aber nur wenig Gutes bewußt bin, so soll sich niemand über mein böses Leben ärgern, sich vielmehr mein Unglück als Warnung dienen lassen, daß man nicht den Lüsten des Fleisches, sondern der Tugend nachstreben soll.

Gefangener:

Fangen Ihro Gnaden nur an; wir versprechen Euch, nicht das geringste übelzunehmen.

Zweites Kapitel.

Bernhard erzählt von seiner Mutter, seinen Großeltern und seiner merkwürdigen Geburt.

So will ich denn nicht ermangeln, der Herren Neugier zu befriedigen.

Zu Anfang also will ich melden, daß meine Großeltern in der Stadt Kisalle wohnten und sich daselbst mit Branntweinbrennen und abgezogenen Wassern ernährten. Wenn sie einen genügenden Vorrat beisammen hatten, sandten sie ihn durch meine Mutter, ihre einzige Tochter, nach dem nahegelegenen Kloster Sterksleben und verkauften ihn an die Mönche. Dieser Handel brachte ihnen ein ganz leidliches Vermögen. Meine Mutter war damals als Kind von zwölf Jahren von sehr feiner Gestalt, so daß sich einer von den Mönchen heftig in sie verliebte. Meine Großmutter merkte an ihrer Tiefsinnigkeit und stetigen Sehnsucht nach dem Kloster alsbald Unrat und sandte sie nicht mehr dorthin, sondern gleich darauf in den Dienst bei der Gräfin von Malade als Kammermädchen oder Zofe, in der Meinung, daß sie dort gut versorgt wäre. Jene Gräfin lebte aber in sehr unglücklicher Ehe, obwohl ihr Gemahl ihr alle denkbaren Liebenswürdigkeiten zuteil werden ließ, die sie jedoch nicht befriedigen konnten; da er ein Herr von siebzig Jahren und sie eine Dame von kaum vierundzwanzig Jahren war, schien ihr das Pökelfleisch ihres alten Herrn für ihren jungen Magen zu ekelhaft. Deswegen war sie in heimlicher Liebe zu eben dem Mönch entbrannt, der sich in meine Mutter verliebt hatte.

Nachdem meine Mutter ihr unverbrüchliches Schweigen gelobt hatte, entdeckte sie ihr alles, worauf ihr meine Mutter erzählte, daß sie in dem Kloster sehr bekannt wäre. Sie mußte gleich mit

einer Flasche Branntwein und einem Briefchen von der Gräfin zum Kloster hinaufgehen, den Mönch zu sich einzuladen. Man kann sich leicht denken, was der Mönch für eine Freude hatte, daß ihm das Glück gleich zwei weibliche Wesen zuschickte. Meine Mutter, die nunmehr vierzehn Jahre alt geworden war, bekam er in die Hände und ins Kloster, sooft er nur wollte. Sie glaubte auch nichts Schlechtes zu tun, wenn sie es ihrer Frau Gräfin nachmachte. Die Gräfin aber besuchte der Mönch alle Wochen zweimal und wurde für seine Arbeit reichlich belohnt. Eine lange Zeit ging alles gut, und die drei Verliebten glaubten, sie brauchten dem Glück nur zu befehlen.

Da sich nun aber Liebe und Husten nicht leicht verbergen lassen, so konnte es nicht lange dauern, daß die Gräfin hinter das heimliche Einverständnis zwischen dem Mönch und meiner Mutter kam; um die Tatsache genau zu erfahren, sandte sie meine Mutter zu ihm und ließ ihn auf einen bestimmten Tag zu sich bestellen. Als der Tag erschien, wollte der Graf seine Gemahlin mit auf einen Ball nehmen, und die Gräfin sagte der Stichira (so hieß meine Mutter), sie sollte den Mönch benachrichtigen, daß sie mit dem alten Grafen leider zu dem Ball fahren müßte. Es wurden auch alle Anstalten getroffen, Wagen und Pferde fertiggemacht, als Stichira weggeschickt wurde. Die Gräfin entschuldigte sich aber mit Unpäßlichkeit bei ihrem Gemahl, blieb zu Hause und ließ ihn allein wegfahren; doch verschloß sie sich heimlich in dem Zimmer, in dem die Zu-

sammenkunft mit dem Mönch stattfinden sollte. Meine Mutter glaubte bestimmt, die Gräfin wäre auf den Ball gefahren, und erwartete den Mönch mit heißem Verlangen. Zur vereinbarten Zeit kam er und bedauerte die Abwesenheit der Gräfin nicht allzusehr, sondern nahm an ihrer Stelle die Stichira und verrichtete auf der Gräfin Bett mit ihr die Arbeit, die er der Frau Gräfin zugedacht hatte. Dabei mochten sie auch wohl Worte gesprochen haben, die der Gräfin, die alles sah und hörte, unangenehm waren; sie konnte auch kaum ihre Rache im Zaum halten und gedachte mit einem Dolch, den sie stets in ihrem Zimmer hatte, ihrer Liebe mit einem Stoß Feierabend zu machen. Da dies jedoch nicht geschehen konnte, ohne daß sie sich bloßstellte, verbiß sie ihren Schmerz und ließ sich nicht das geringste gegen Stichira merken.

Die Eifersucht zog ihr aber eine schwere Krankheit zu, die von Tag zu Tag schlimmer wurde. Ihr Gemahl, der seine Frau für die ehrenhafteste Dame hielt, tat alles nur Denkbare, um ihr zu helfen; doch schien alle Hilfe vergebens. Meine Mutter plagte indessen eine andere Not, nämlich die Frucht der geilen Liebe, die sich nun schon die vierundzwanzigste Woche in ihrem Leibe befand. Der Mönch hatte ihr versprochen, die Frucht zu beseitigen und damit meiner Mutter Kummer etwas gemildert.

Als die Gräfin ihren Tod nahen fühlte, ließ sie den Mönch nochmals durch meine Mutter zu sich rufen; wie gewöhnlich ging er zu ihr hinein ins

Zimmer und glaubte, er sollte ihr die letzte Ölung geben. Kaum war aber meine Mutter hinaus, so redete die Gräfin dem Mönch vor, der Graf würde sogleich zu ihr kommen und, um jeden Verdacht zu vermeiden, sollte er sich in einem neben dem Bett stehenden Kasten verstecken, den sie, nachdem er hineingekrochen war, zuschloß. Darauf gab sie meiner Mutter den Schlüssel, ihn ins Wasser zu werfen, was diese auch gehorsam tat. Sodann mußte sie zu dem Grafen gehen und ihn aufwecken. Der Graf kam zu ihr; die Gräfin, die ihr letztes Stündchen verspürte, dankte ihm für seine Liebe und Treue und bat ihn, ihr noch eine einzige Bitte zu gewähren. Der Graf versprach ihr alles und besiegelte seine Zusage mit einem heiligen Eide. Nun sagte sie, er möchte den Kasten neben ihrem Bett, in dem sie einige Kleider hätte, die nach ihrem Ableben niemand sehen sollte, mit ihr in die Gruft tragen und ihren Sarg fest daraufnageln lassen; wenn dies nicht geschähe und man den Kasten aufmachte, so würde sie wiederkommen und ihn Tag und Nacht aufs ärgste quälen. Der gute Graf versicherte ihr unter tausend Tränen, er würde alles nach ihrem Wunsch tun.

Der Mönch hätte in seinem Quartier bersten mögen, als er dies hörte, und verwünschte die Stunde, wo er mit der Gräfin bekannt geworden war. Das half ihm freilich nichts. Die Gräfin nahm nochmals Abschied von ihrem Gemahl, bat ihn um Verzeihung, wenn sie ihn einmal beleidigt hätte, ermahnte ihn, sein Versprechen zu halten, und starb.

In seiner Verzweiflung wußte der Mönch nicht, was er tun sollte. Er wollte sich melden, fürchtete sich aber, weil er glaubte, er würde den Tod erleiden müssen; so blieb er denn bis zum Begräbnis in dem Kasten, den nun die Freunde und Verwandten zu öffnen versuchten. Der alte Graf aber war unbeweglicher als ein Felsen; der Sarg der Gräfin wurde auf den Kasten genagelt und in der Gruft beigesetzt; dann wurden Maurer bestellt, die den Eingang zur Gruft zumauerten. O furchtbares Brautbett! Was mag mein Vater Capernoster (so hieß er) vor Angst ausgestanden haben! Man kann sich denken, daß er vor Hunger ganz elend und schwach war. Er versuchte anzuklopfen, damit ihn die Mönche hören und befreien möchten. Doch konnte er sich kaum regen, so eng war es in dem Kasten; seine Liebe hatte sich bedeutend abgekühlt.

Unterdessen war meiner Mutter Stichira Herz in tausend Ängsten, und sie hatte die schrecklichsten Träume. Ihre Gräfin war tot, ihr Wohltäter Capernoster nirgends zu finden. Die anderen Mönche, die ihn auch schon vermißt und kurz zuvor meine Mutter bei ihm gesehen hatten, waren auf sie schlecht zu sprechen und glaubten, sie wüßte bestimmt etwas von seinem Verbleib. In ihrer Not sann sie hin und her und bekam endlich einen Argwohn auf die Verstorbene, ob sie etwa den Capernoster gar in den Kasten gesperrt hätte. Der Umstand, daß sie kurz vor ihrem Tode den Schlüssel hatte ins Wasser werfen müssen, bestärkte sie in

ihren Gedanken; ja, sie hatte keine Ruhe, weil sie wußte, daß am nächsten Tage das Grab zugemauert werden sollte. Sie nahm also eine Laterne und eine Säge und lief zur Kirche, in der Absicht, alle vier Ecken des Kastens abzusägen, worauf der Boden leicht herausgenommen werden könnte und ihr Capernoster zum Vorschein kommen würde. Es war finstere Nacht, als sie zur Kirche kam; sie rief den Pförtner und bat ihn, den Küster zu holen, den sie in einer wichtigen und keinen Aufschub duldenden Angelegenheit unbedingt sofort sprechen müßte.

Der Küster erschien, und Stichira sagte zu ihm: „Allerliebster Herr Pater, ich muß Euch das größte Geheimnis von der Welt anvertrauen; führt mich sogleich in die Kirche, der Verzug nur eines einzigen Augenblicks kann einer werten geistlichen Person das Leben kosten.“

Ganz entsetzt, wußte der Küster nicht, was er sagen sollte, ließ sich aber doch durch das Anliegen meiner Mutter bewegen, sie in die Kirche zu führen, ohne daß es jemand gewahr wurde. Sobald sie hineinkamen, erschrak er noch mehr, als er sie auf der Gräfin Gruft zueilen sah und „Capernoster!“ rufen hörte. Sein Erstaunen kannte aber keine Grenzen, als er eine schwache Antwort aus der Gruft her hörte; er meinte nicht anders, als es wäre der Gräfin Geist, der sich über die Störung beklagte. „Fort, fort!“ schrie er ganz leichenblaß; „der Himmel straft unsere Keckheit, laß die Toten in Ruhe!“

„Ach, Herr Pater," sagte die unglückliche Stichira, „ich will tausendmal lieber sterben, als von meinem Vorhaben Abstand nehmen. Der Pater Capernoster ist hier in der Kiste, seine schwache Stimme macht mich für sein Leben bange. Helft mir, ihn herauszuziehen; Eure Mühe soll Euch wohl belohnt werden, und kein Mensch soll es erfahren, was zwischen uns vorgegangen ist."

Mehr von meiner Mutter Tränen als durch die in Aussicht gestellte Belohnung gerührt, lief der Küster schnell heim, um geeignete Instrumente zur Öffnung des Kastens zu holen, während Stichira, um keine Zeit zu verlieren, sich in die Gruft hinunterlassen wollte. Sie streckte zuerst die Beine hinunter, um einen Sprung zu wagen. Allein wie erschrak sie, als ihr eine Hand unter den Rock kam und sie dermaßen an das Gesäß faßte, daß alle fünf Finger zu sehen waren. Ihre Hände hatte sie zwar noch oben, konnte sich aber vor Angst nicht mehr halten, ließ los und wurde ganz sachte hinuntergesetzt. Ihr Erstaunen vermehrte sich, als sie den Trompeter der Gräfin, namens Osofur, in der Gruft sah, der ihr hinuntergeholfen und sich in die Kirche hatte einschließen lassen, um den Kasten zu öffnen und das seiner Meinung nach darinnen verwahrte Gold- und Silbergerät herauszunehmen. Statt dessen aber erhielt er von dem Pater Capernoster, als er den Kasten aufgesprengt hatte, eine solche Ohrfeige, daß ihm die Ohren summten, und weil der Pater aus dem Kasten sprang und herauseilte, glaubte er bestimmt, es

wäre der Teufel, der ihm seiner Tat wegen den Hals umdrehen wollte. Angstvoll hatte er sich in einen Winkel gesetzt und mit Sehnsucht den Tag erwartet, bis Stichira, die eine Laterne in der Hand hatte, mit ganz anderen Absichten hinabsteigen wollte.

Nunmehr waren drei Menschen in der Gruft beisammen, die sich ganz genau kannten und von denen doch keiner wußte, warum der andere an diesen Ort gekommen war. Stichira fiel vor Furcht, Angst und Schrecken in eine tiefe Ohnmacht und verursachte damit ihren beiden Gruftgenossen einen neuen Kummer, da sie nicht wußten, was sie mit ihr anfangen sollten.

Endlich kam auch der Küster und brachte einen Meißel, eine Axt und einige Lichte mit; er wunderte sich, als er Stichira nicht mehr sah. Als er aber nahe an die Gruft kam und die Leiter herabsteigen wollte, erblickte er Stichira, die ganz blaß unten lag, und zwei Mannspersonen bei ihr. Nun bekam er Angst, da er bestimmt glaubte, die Leute wollten ihn umbringen, damit sie dann den Schatz rauben könnten, der mit der Gräfin in die Gruft versenkt war. Deshalb bedeckte und verwahrte er die Gruft, so gut er konnte, und um von aller Verantwortung frei zu sein, ging er sofort zum Abt des Klosters und zeigte ihm an, was sich in der Kirche und der Gruft begeben hätte. Dieser ließ sofort vier Klosterbrüder kommen, auf die er sich verlassen konnte, sandte sie mit dem Küster in die Kirche und befahl, die in der Gruft befindlichen

Leute, einen nach dem anderen, zum Verhör vor ihn zu bringen.

Unterdessen hatte sich Stichira wieder erholt, und sobald sie Capernoster vor sich sah, sagte sie: „Mein Herz, ich habe Euch gesucht, um Euer Leben zu retten. Wenn Ihr mir nun nicht beisteht, so werde ich mein Leben in dieser Gruft endigen, denn ich merke, meine schwere Stunde ist da.“

Nun teilten Capernoster und Osofur ihr mit, daß der Küster sie in der Gruft eingeschlossen hätte; sie wollten jedoch ihr möglichstes tun, um ihr zu helfen. Nach einigen Wehen, bei denen ihr die beiden, so gut sie es konnten, Hebammendienste leisteten, brachte Stichira einen Sohn, eben mich, zur Welt. Als der Küster mit den vier Brüdern anmarschiert kam, fand er, daß sich die Gesellschaft in der Gruft schon wieder vermehrt hatte und daß aus dreien nunmehr vier geworden waren.

Meine Mutter hatte viel Blut verloren und war sehr matt, ich dagegen halb erstarrt; man machte daher in der Halle ein Feuer an und suchte mich mit warmen Tüchern zu erwärmen, während man meine Mutter mit großer Mühe aus der Gruft zog; wenn Capernoster und Osofur nicht tüchtig nachgeschoben hätten, würde sie sechs Wochen dort unten haben aushalten müssen. Man brachte sie in einen Schuppen des Klosters, in dem ihr Wochenbett auf einer Matratze und einigen Bund Stroh aufgeschlagen wurde, und versorgte sie mit Medikamenten, so wie man sie im Kloster zur Hand hatte.

Capernoster und Osofur wurden von den Klosterbrüdern vor den Abt gebracht, der sie einzeln verhörte. Da meine Mutter zu schwach war, kam der Küster zu ihr, verhörte sie und brachte ihre Aussage dem Abt. Dieser war ein christlich denkender und verständiger Herr und befahl allen, Stillschweigen über die Sache zu bewahren, namentlich da er nicht wollte, daß das Kloster beschimpft und Capernosters üble Taten in der Stadt bekannt würden. Sie wurden beide, Capernoster wie Osofur, an einen heimlichen Ort im Kloster gebracht, während ich einer Amme übergeben wurde.

Als am nächsten Morgen die Maurer in die Kirche kamen, um den Eingang zu der gräflichen Gruft zuzumachen, fanden sie die Gruft beschädigt, den Kasten gewaltsam eröffnet, Brechstangen und Säge auf der Erde liegen und ebenso Stichiras Kleid, an dem Blutspuren sich befanden. Weil meine Mutter und Osofur in der Nacht nicht im Schloß gewesen waren, wie man feststellte, wurden sie des Kirchen- und Leichenraubes beschuldigt. Der Graf war höchst erbittert und wütend, als man ihm alles Geschehene mitteilte. „Ja," sagte er, „mein werter Schatz, du hast mir auf deinem Sterbelager gesagt, ich sollte Stichira nicht trauen, sie wäre falsch. Durch sie muß ich deinen geheiligten Leichnam und meine ganze gräfliche Familie beschimpft sehen. Weh dem, der solche Otter an seinem Busen großzieht!"

Meine Großeltern wurden nunmehr in strenge Verwahrung genommen, doch schworen sie, sie

wüßten weder von ihrer Tochter, noch von deren Absichten etwas. Der Graf setzte eine hohe Belohnung aus, wer einen von beiden, Stichira oder Osofur, tot oder lebendig herbeischaffen würde. Es war sogar schon ihr Urteil gesprochen: Osofur sollten Ohren, Nase, Finger, Zehen und sein männliches Glied abgeschnitten, dann sollte er an Stichira fest angebunden und beide lebendig in einem Grab eingemauert werden. Solche grausame Strafe ward meiner Mutter zugedacht, die doch nur einen kleinen Liebesfehltritt begangen und meinem Vater das Leben zu erhalten gesucht hatte.

So sehr sich auch der Graf bemühte, ihren Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen, niemand wußte etwas von ihnen. Der Abt wußte ganz genau, daß meine Mutter und Capernoster keinen Raub begangen hatten, weil nicht ein einziger Wertgegenstand in dem Kasten gewesen war, und hätte ihnen gern geholfen; denn wenn eine von den drei Personen freigekommen wäre, so hätte es dem Kloster zu großer Schande gereicht, der Orden wäre beschimpft, und der Gräfin Heimlichkeiten, die sonst niemand kannte, wären offenbar geworden. Capernoster war seit drei Tagen im Kloster vermißt worden, und da er nicht wieder zum Vorschein kam, man aber genau wußte, daß er kurz vor dem Tode der Gräfin mit Stichira gesprochen hatte, so hatte der Graf auch ihn in Verdacht, daß er an der Tat beteiligt wäre. Auch seine Mitbrüder, denen er von seiner Liebe gesprochen hatte, glaubten ganz bestimmt, daß die Gräfin, um

ihn mit Stichira glücklich zu machen, den Kasten voll Gold- und Silbergegenständen zu dem Zweck mit in die Gruft hatte setzen lassen, damit sie sich nach ihrem Tode seines Inhalts bedienen könnten.

Als sechs Wochen nach meiner Geburt vergangen waren, fügte es sich, daß ein Vetter des Abts, der berühmte Schiffskapitän Amara, ein Kriegsschiff nach Neu-Frankreich absandte. Der Abt bat ihn, seine drei Arrestanten mit auf das Schiff zu nehmen und auf einer Insel auszusetzen, von wo sie nie wieder zurückkehren könnten, wodurch er von großer Angst und Unruhe befreit würde. Der Kapitän war gleich dazu bereit, und die drei wurden noch in derselben Nacht aus dem Arrest gebracht. Den beiden Männern wurde nichts näheres mitgeteilt; nur zu meiner Mutter kam der Küster, brachte ihr Feder und Tinte und befahl ihr, an ihre Eltern ein eigenhändiges Schreiben zu richten, worin sie ihnen ihr hinterlassenes Kind anbefehlen und um seine Erziehung bitten sollte.

Man kann sich leicht denken, wie erschrocken meine Mutter hierüber war, zumal sie nicht anders glaubte, als ihr letztes Stündchen hätte geschlagen. Sie fragte, ob ich schon getauft wäre, worauf ihr der Küster berichtete, das wäre im Kloster geschehen und man hätte mich Bernhard genannt, weil ich in der Gruft auf einem harten Stein geboren und auf eine Bärenhaut gelegt und erwärmt worden wäre; auch befände ich mich bei einer Amme, die gut für mich sorgte. Meine Mutter fiel dem Küster zu Füßen und bat, ihr das eine zu ge-

währen, daß sie mich noch einmal vor ihrem Tode sehen dürfte. Wenn es auch der Küster nicht gern tat, so rührten ihn doch meiner Mutter Tränen, so daß er zu der Amme ging und mich nach dem Kloster zu meiner Mutter holte. Es läßt sich nicht beschreiben, wie inbrünstig sie mich an sich drückte; sie badete mich in Tränen und war kaum von mir loszukriegen. Der Küster tröstete sie und sagte, der Abt würde ihr das Leben zwar nicht nehmen, doch wäre an eine Befreiung nicht zu denken. Er erzählte ihr von dem Zorn des Grafen und seinem gesprochenen Urteil, was laute Donnerschläge in dem Herzen meiner Mutter weckte. Schließlich veranlaßte er sie, mich zum letztenmal zu küssen, da wir uns auf dieser Welt doch niemals wiedersehen würden; ich sollte jedoch, wenn ich von meiner Amme entwöhnt wäre, ihren Eltern zur Erziehung übergeben werden.

Meine Mutter hatte ein kleines, mit Diamanten besetztes Kreuz an ihrem Halse, das ihr einst die Gräfin geschenkt hatte. Dieses Kreuz drückte sie mir mit aller Gewalt in meine linke Hinterbacke, weil sie fürchtete, mir Schaden zu tun, wenn sie es an einer anderen Körperstelle abdrückte. Darauf schlug sie sich das Kreuz so tief in ihre rechte Hand hinein, daß das Blut herausfloß. Der Küster wurde bleich, als er uns beide bluten sah, doch sagte Stichira ihm, dieses Kreuz sollte das Zeichen sein, uns wiederzuerkennen, wenn uns das Schicksal auf dieser Welt noch einmal zusammenführen würde. Sie verlangte nun Kienruß; doch brachte ihr der

Küster Schießpulver, das sie sich und mir in die Wunden rieb, wodurch nicht nur das Blut gestillt wurde, sondern auch die Diamanten schwarz aus der Haut hervortraten; heute noch besitze ich dieses Zeichen an dem bewußten Orte; daher kommt es auch, daß mich meine Großeltern, die meinen Zunamen nicht kannten, Bernhard Cruce oder Creutz nannten. Während mich der Küster nun zu meiner Amme zurückbrachte, sollte meine Mutter an ihre Eltern schreiben, was sie denn auch folgendermaßen tat:

„Liebe Eltern!

Ich wünschte, daß ich das erste Kind wäre, das seiner Eltern Ermahnungen in den Wind schlägt, Gott aus den Augen setzt und sich der Welt Eitelkeit ergibt. Meine unzeitige Liebe, und da ich mich durch Ehebruch noch fremder Sünden teilhaftig gemacht habe, hat mich in den unglücklichsten Zustand versetzt, so daß ich als die allergrößte Übeltäterin vor der Welt angesehen werde. Ich sage Euch für alle erwiesene väterliche und mütterliche Liebe und Treue tausendfachen Dank und nehme hiermit auf ewig von Euch Abschied und empfehle Euch den von mir geborenen kleinen Sohn, der auf den Namen Bernhard getauft ist. Ein besonderes Zeichen findet Ihr auf seiner linken Hinterbacke; wenn er groß ist, könnt Ihr ihm bedeuten, daß, wenn er auf einer Frauenhand dasselbe Zeichen findet, dies ist seine jammervolle und unglückliche Mutter

Stichira."

Sie hatte dies kaum geschrieben, als ihr der Küster meldete, es wäre Zeit, sie sollte mit ihm gehen. Bewegten Herzens dankte sie ihm für sein erwiesenes Mitleid und seine Freundlichkeit, weil er ihr und Capernoster das Leben erhalten hätte, und bat ihn als ihren geistlichen Vater, auf meine Erziehung achtzugeben. Darauf verließ sie ihre Zelle. Als sie vor das Kloster kam, stand ein Wagen da, in den sie sich mit dem Küster setzte. Sie merkte, daß noch zwei andere Personen hinter ihr saßen; da sie sie aber für Schergen hielt, redete sie kein Wort, bis sie eine halbe Stunde gefahren waren, der Wagen anhielt und die Tür geöffnet wurde. Sie stieg aus; der Küster geleitete sie zu dem Schiff, wo man sie in Empfang nahm und in eine Kammer ganz unten im Schiff brachte. Ein gleiches geschah darauf mit den beiden anderen, Capernoster und Osofur. Ersterer war zuvor von dem Küster degradiert und ihm die Haut auf dem Kopf mit einem Messer abgeschnitten worden, weshalb er ein großes Pflaster tragen mußte.

Als der Morgen anbrach und das Tageslicht durch eine kleine Luke in meiner Mutter Kammer schien, befand sie sich schon auf hoher See. Sie erhielten auf dem Schiff leidliche Nahrung und hatten auch ein ganz gutes Lager, das aus einer Matratze und Stroh bestand. Doch wußte von den dreien keiner etwas von dem anderen, bis sie vier Wochen lang gefahren waren und bei der Teufelsinsel landeten, wo der Kapitän meine Mutter, Capernoster und Osofur aussetzte mit dem

Bemerken, dies wäre der Ort, wo sie für ihre Sünden büßen sollten. Er ließ ihnen etwas Proviant reichen und fuhr wieder ab.

So kam meine Mutter nebst diesen zwei Männern, von aller sonstigen menschlichen Gesellschaft weit entfernt, in die trostloseste Einsamkeit, wo sie sich dreizehn volle Jahre, meist ganz allein, aufhalten mußte, wie man späterhin hören wird.

Drittes Kapitel.

Bernhard wird seinen Großeltern übergeben. Der Küster erzählt ihnen seine Geburt. Er wird zur Schule gebracht, übt viel Leichtfertigkeiten aus, wird stark gezüchtigt und läuft aus der Schule.

Wir lassen Stichira auf der Teufelsinsel ihr Unglück beweinen. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Hurer und Ehebrecher sowie alle Diebe sich an ihr und ihren beiden Genossen ein Beispiel nähmen und beizeiten von ihrem bösen Lebenswandel abließen.

Was mich nun anlangt, so pflegte mich meine Amme aufs beste, bis ich nach zwei Jahren entwöhnt und meinen Großeltern nebst dem Briefe meiner Mutter übergeben wurde. Sie hatten seit dem Tode der Gräfin nichts von Stichira gehört und freuten sich, daß sie wenigstens ein Lebenszeichen, wenn auch kein erfreuliches, von ihrer Tochter er=

hielten und ein von ihr geborenes Kind bekamen. Sie nahmen mich willig auf und ließen es nach ihrem Vermögen an nichts bei meiner Erziehung fehlen. Der Küster besuchte mich öfters und hatte mich sehr lieb; er erzählte mir mitunter, wieviel er meinetwegen ausgestanden hätte. Eines Tages fing ich an zu weinen und meinte, meine Mutter (dafür hielt ich meine Amme) hätte mich recht häßlich geboren, worauf er mir von meiner wahren Mutter und meiner eigenartigen Geburt Nachricht gab.

Die Tochter meiner Amme, namens Bizebillchen, die etwa vier Wochen älter war als ich und die ich bisher für meine Schwester gehalten hatte, liebte ich inbrünstig und lief ihr nach, wo ich nur wußte, daß ich sie erreichen konnte. Das dauerte von meinem fünften bis zum siebenten Jahre. Meine Großeltern witterten Unrat und wollten mich deshalb entfernen. Bis dahin hatten sie mir einen Hauslehrer gehalten, der mich aber beileibe nicht sauer ansehen durfte; denn nach der meisten unbesonnenen Weiber Art wollten sie nicht zugeben, daß er mich schlagen durfte, selbst wenn ich es gründlich verdient hatte, weil sie einen feinen und großen Junker aus mir machen wollten, da ich ihr einziger Erbe war.

In meinem achten Lebensjahr brachte man mich zu dem Kantor nach Zippelrode, das etwa vier Meilen von meiner Großeltern Stadt entfernt lag, in die Schule und gab mich ihm in Kost. Es war ein ernster und gewissenhafter Mann;

man kann sich also denken, wie ungewohnt mir seine Lebensart war, nachdem ich bisher den ganzen Tag mit Spielen und Herumtoben mit meiner kleinen Vizeschwester verbracht hatte. Die ersten drei Jahre fürchtete ich mich sehr vor ihm und lernte ganz leidlich; wie man aber allmählich sich an alles gewöhnt, so war schließlich auch die Angst vor des Kantors roten Augen und seinem kupferroten Gesicht verschwunden.

Ein Knabe, namens Schlimsky, war mit mir zusammen bei dem Kantor; er saß in der Schule neben mir, und mit ihm schloß ich eine vertraute Freundschaft. Der Kantor hatte neben dem Schulzimmer ein kleines Gemach, in dem er, wenn er zur Schule kam, seinen Mantel und Hut ablegte. Stets erschien er mit untergeschlagenen Armen, die Augen gen Himmel gerichtet, mit gravitätischem Gang und betrat zunächst das Nebengemach. Eines Tages hatte ich einen Strick etwa eine viertel Elle vom Fußboden entfernt über die Tür gespannt. Als er nun, ohne vor sich auf den Weg zu sehen, weiter ging, fiel er hin, daß er mit dem Kopf aufs Fensterbrett schlug, einige Scheiben zerbrach und sich Mund und Nase verletzte, worüber Schlimsky und ich laut loslachten, worin die anderen Schulbuben einstimmten. Als er sich wieder aufgerafft hatte, saßen die meisten Jungen ganz erschreckt und betrübt über seinen Fall da; wer noch lachte, bekam ganz gehörige Prügel von ihm.

Ein anderes Mal nahm Schlimsky und ich einen Ziegenbock von der Straße mit, und als der

Kantor zu Tisch war, führten wir ihn in das Schulzimmer, banden ihm die beiden Vorderfüße ans Katheder an und gingen dann zum Essen. Sobald nachher einige kleine Jungen zum Unterricht in die Schule kamen und den gehörnten Redner auf dem Katheder sahen, glaubten sie, es wäre der böse Geist, liefen davon, warteten vor der Schule auf die anderen und erzählten ihnen, was sie gesehen hätten, so daß sich niemand hineintraute. Schließlich kamen wir beide auch hinzu und stellten uns noch furchtsamer als die anderen an, bis der Kantor anmarschiert kam und fragte, was wir hier draußen machten. Man antwortete ihm, ein böser Feind stände leibhaftig auf seinem Katheder, worauf der Mann, weil wir es alle bestätigten, kreideweiß wurde und vor Angst nicht wußte, was er tun sollte. Ins Zimmer hineinzugehen getraute er sich auch nicht, sondern sah nur durch das Schlüsselloch. Er ließ uns für heute wieder nach Hause gehen und befahl uns, fleißig zu beten, damit der böse Feind aus der Schule vertrieben würde. Er selbst verschloß sich in seine Kammer und betete eifrig. Da es nun Abend wurde und der vierbeinige Redner nicht länger auf zwei Beinen stehen konnte und Futter haben wollte, fing er ganz kläglich an zu meckern, was unseren Kantor noch mehr in Furcht brachte. Schließlich hörten die Leute, denen der Bock gehörte und den sie überall gesucht hatten, ihn in der Schulstube meckern, liefen mit großem Ungestüm zu dem Kantor und forderten ihren gestohlenen Bock, worauf der Kantor sie

hineinschickte, die Komödie ein Ende hatte und der Bock sichtlich froh war, daß er endlich losgelassen wurde.

Ein anderes Mal setzte ich mich hin, nahm Papier und Tinte und sagte zu meinen Schulkameraden: „Ich will den Kantor abmalen!“ Als ich beinahe fertig war und ihm die Rubinen in das Gesicht hier und da hineinmalte, war einer heimlich zum Kantor hingelaufen und hatte gesagt: „Herr Kantor, Bernhard hat Euch abgemalt!“ Ich wurde dessen nicht gewahr und sah den Kantor erst, als er dicht vor mir stand und mich fragte: „Was malst du denn da?“ Mit meiner Antwort war ich schnell da und sagte: „Herr Kantor, ich habe einen Affen gemalt!“ Man kann sich denken, wie wütend der Kantor wurde, da ich ihn nicht nur zum Spott abgemalt hatte, sondern ihn nun auch noch mit einem Affen verglich. Ich mußte vor die Bank treten und meine Hosen herablassen; da wurde nun erbärmlich auf mein Hinterkastell losgehauen, was meine Bosheit und meine Rachegedanken nur vermehrte.

Was ich nun nicht ausführen konnte, weil ich in des Kantors Hause war, mußte Schlimsky für mich ausführen. Deshalb bestellte ich ihn zu mir und ließ ihn hölzerne Teller kaufen. Außerdem sollte er Erbsen auf die Treppe legen, die ziemlich dunkel war, und dann, während wir noch aßen, in die Schulstube gehen und so tun, als ob er fleißig lernte. Er tat, wie ihm aufgetragen. Ich saß in aller Ehrbarkeit an des Kantors Tisch, als

Schlimsky mit einer Herde anderer Jungen die Treppe mit Erbsen und hölzernen Tellern bedeckte und unten in der Stube einen großen Lärm machte. Der Kantor pflegte, wenn es in der Stube unter ihm zu toll wurde, mit dem Fuß aufzustampfen und auf diese Weise Ruhe zu gebieten. Er tat es zweimal, das Geschrei und Gelächter wurde nur um so ärger, worauf er zornig aufsprang, den Ochsenziemer zur Hand nahm und geschwind zur Treppe rannte. Kaum hatte er die oberste Stufe betreten, als die Teller unter seinen Füßen hinabkullerten und er mit großem Getümmel herunterfiel, wobei er sich Rücken, Arme und Beine aufschlug. Inzwischen war Schlimsky mit seinen Genossen zum Fenster hinausgesprungen, und in der Zeit, wo der Kantor aufgestanden war, waren andere an der Sache völlig unschuldige Knaben in die Schule gekommen, die nun als die Verüber des Unfugs grausam verhauen wurden, bis ihre Unschuld an den Tag kam. Diesmal konnte niemand einen Argwohn gegen mich haben. Weil ich aber in des Kantors Hause allerlei Streiche verübte, so traute man mir nicht recht. Wenn man mir an sechsen schuld gab, so hatte ich gewiß schon zwölf ausgefressen.

Der Magd, die das Essen besorgte, nähte ich öfters das Fleisch zusammen, schüttete Tintenpulver in das Hirsemus, pfefferte die Braten und verunreinigte ihr gar einmal auf wenig appetitliche Weise einen zinnernen Pastetennapf. Die Frau Kantorin war ein vernünftiges Weib und wollte

ihren Mann nicht alles von mir sagen; da sie aber jene letztgenannte Heldentat zu grob fand, entdeckte sie ihm alles; weil er mich aber gern auf frischer Tat ertappen wollte, ließ er sich vorläufig nichts merken.

In dieser Zeit wurde meine Großmutter totkrank, und daher blieb mir ihr sonst geschickter Zuschuß aus. Schlimsky bekam von seinen Eltern keinen Heller, sondern lebte mit mir aus meinem Beutel. So mußte ich denn auf Mittel und Wege sinnen, wie ich mir anderweitig Geld verschaffte. Zwei reiche Kaufmannssöhne, namens Albert und Dumhut, waren eben von Wurmhut bei uns eingetroffen und ebenfalls dem Herrn Kantor in Kost und Logis gegeben. Beide hatten viel Geld mitgebracht. Dumhut hatte sein Zimmer neben dem meinen, Albert dagegen am anderen Ende des Ganges. Ich merkte, daß Dumhut abends öfter Albert noch besuchte, und lauerte ihm deswegen einmal auf. Zu dem Zwecke hatte ich ein langes weißes Hemd angezogen und die Hände mit faulem Holz umbunden, das in der Dunkelheit wie Feuer leuchtete. Als nun Dumhut wie gewöhnlich aus seinem Zimmer trat, stand ich hinter der Tür versteckt, trat schnell hervor, wie er die Tür zumachen wollte, und gab ihm eine fürchterliche Maulschelle, daß er vor Schreck die Tür offen ließ, zu Albert mit Windeseile rannte und erst am nächsten Morgen, als es hell war, sich wieder in sein Zimmer hineintraute. Das war ein gefundenes Fressen für mich; weil er im bloßen Hemd und Schlafrock war, holte

ich seinen Kofferschlüssel aus seiner Hose, nahm ihm zwanzig Gulden weg, versteckte sie in meinem Bett und ging höchst vergnügt zur Ruhe. Am nächsten Morgen erzählte Dumhut dem Kantor sein erlebtes Abenteuer, und daß ihm das Gespenst sein Geld gestohlen hätte. Sogleich hatte der Kantor Verdacht auf mich; trotzdem wurde in der ganzen Schule eine Untersuchung angestellt und namentlich bei den anderen Knaben, die beim Kantor wohnten, herumgefragt, ob einem von ihnen jemals ein Gespenst erschienen wäre. Da mein Zimmer, wie gesagt, dicht neben dem von Dumhut lag, so wurde ich zuerst gefragt. Ich gedachte mich sehr schlau herauszureden und sagte, ich hätte oftmals an meiner Tür ein Pochen und Kratzen gehört, wäre aber aus Angst ganz still gewesen; in der vergangenen Nacht aber hätte ich ganz fest geschlafen und nicht das mindeste gehört. Der Kantor tat so, als ob er mit meiner Antwort zufrieden wäre, und ich glaubte schon über den Berg zu sein. Am anderen Tage aber wurde eine große Leiter in die Schulstube gebracht, fest in zwei eingebohrte Löcher eingesetzt und an der Wand befestigt. Darauf erschien der Schulinspektor und der Herr Bürgermeister nebst noch einigen Herren, die ich nicht kannte. Nachdem sie alle Platz genommen hatten, hielt der Schulinspektor eine strenge Vermahnung an die Jugend, daß sie ihren Lehrer ehren und ihm gehorsam sein müßten; er hätte geglaubt, hier nur gute und fromme Schüler vorzufinden; doch wäre er mit den anderen auf des Herrn Kantors Klage

hin gekommen, um die räudigen Schafe aus der Herde auszusondern. Er verlangte, daß sich derjenige, der sich so gröblich an dem Herrn Kantor versündigt und die Schulzucht durch den Diebstahl und die Gespenstergeschichte verletzt hätte, meldete; im Falle seiner Verstocktheit würde er eine strenge Strafe zu gewärtigen haben. Wenn ich auch ganz unbefangen aussehen wollte, so war mir doch ums Herz ganz anders und ich hätte mich ganz weit weg gewünscht. Niemand wollte sich als Täter melden; nun wurde jeder einzelne genau gefragt, niemand wußte etwas. Da man fragte, wer sein Zimmer am nächsten bei dem von Dumhut hatte, mußte ich mich dazu bekennen. Der Herr Kantor stellte mich als einen großen Übeltäter hin; da ich trotz nochmaliger Ermahnung mich nicht freiwillig als Täter angab, mußte ich meinen Rock ausziehen. Der Kalfaktor brachte einen Eimer Wasser herzu, in dem Ruten aufgeweicht waren; die Hosen wurden mir auf die Knöchel heruntergezogen, Kopf und Arme mußte ich oben, die Füße unten durch die Leiter stecken, die Hände und Füße wurden angebunden, so daß ich mich nicht regen konnte, während mein Hinterteil sich den Schlägen recht bequem darbot. Nun trat der Kantor dicht an mich heran, nahm eine Rute aus dem Eimer und schlug wie der leibhaftige Henker auf mich los. Erst suchte ich den Schmerz zu verbeißen, dann schrie ich, als wenn ich am Spieße steckte, und versuchte mich mit aller Gewalt loszureißen; es war aber vergebens, ich war zu fest angebunden. Je

mehr ich schrie und zappelte, um so heftiger schlug er aus Leibeskräften zu, so daß ich an meinen Hinterbacken erst Schmielen bekam, dann spritzte das Blut hervor und ganze Stücken Haut gingen ab. Ich konnte es nicht länger aushalten und bat demütig, mit der Züchtigung aufzuhören; zugleich versprach ich alles zu bekennen, was ich begangen hätte. Nun begann ein strenges Examen, worauf ich alles gestand und auch wegen des Ziegenbockes, der Erbsen und der Holzteller meinen Genossen Schlimsky verraten mußte, dem es aber, weil er seine begangenen Taten gleich gestand, viel erträglicher erging als mir; er wurde von drei Jungen, die das Häscheramt versahen, festgehalten und bekam den Rohrstock zu kosten. Ich sah ein, wie dumm ich gehandelt hatte, daß ich mich wegen meines Leugnens so hatte zerfetzen lassen, denn ich hatte gewiß schon mehr als fünfzig Schläge bekommen und wußte nicht, was mir noch bevorstand. Der Kantor hatte unterdessen mit einem Nachschlüssel mein Zimmer geöffnet, alles durchsucht und das gestohlene Geld gefunden. Nun wurde mein Urteil gefällt: Dumhut, dem ich das Geld genommen und die Ohrfeige gegeben hatte, sollte mir sechs, alle übrigen Schüler je drei Hiebe versetzen. Dieses mußte zuletzt auch Schlimsky tun, damit er sich an meinem blutenden Hinterteil ein Beispiel zur Besserung nähme. Dieselbe Strafe sollte noch einmal nach drei Tagen an mir vollzogen werden, was jedoch der Schulinspektor nicht zugab, der somit diesmal mein Schutzengel war.

Als ich endlich wieder losgebunden war, konnte ich kaum meine Hosen wieder hochziehen. Ich mußte auf allen vieren kriechen und konnte vierzehn Tage lang nicht auf meinem geschundenen Hinterteil sitzen und liegen. Außerdem wurde ich in den Schulkarzer gebracht, wo man mein Bett aufstellte. Die gute Frau Kantorin, die ich sonst nur verspottet und nachgeäfft hatte, sandte mir warmen Wein und ein Tüchlein, das ich auf die wunde Stelle legen sollte. Es biß zwar ziemlich, doch zog es die Schwielen zusammen und verhinderte ein Festkleben des Hemdes, zu welchem Zweck sie mir auch Pomade mitgeschickt hatte. Aus ihrem Verhalten zog ich die Lehre: man soll keinen Menschen, namentlich nicht das Weibsvolk, was Knaben gern tun, gering achten; denn gerade die Weiber sind eher als Männer zum Mitleid geneigt. Denn wenn ich es wahrhaftig nicht um die Frau Kantor verdient hatte, so kam mir doch ihre Wohltat, als ich von allen Menschen verlassen schien, sehr zustatten, namentlich da sie mich im Karzer, wo ich nur Brot und Wasser bekommen sollte, keinen Mangel leiden ließ.

Der Karzer war sehr wenig bewacht, so daß ich leicht hätte entfliehen können; ich wäre auch tatsächlich zu meinen Großeltern gelaufen, wenn es mein wundes Hinterteil nur zugelassen hätte. Sobald ich aber nach vierzehn Tagen aus meinem Gefängnis herauskam, fürchtete ich mich so vor der Leiter, daß ich geraden Wegs zu meinen Großeltern ging, ohne Abschied von

dem Kantor zu nehmen. Gelernt hatte ich soviel, daß ich zur Not einen lateinischen Küchenausdruck verstand.

Viertes Kapitel.

Bernhard kommt zu seinen Großeltern, findet alles in schlechtem Zustand, soll nacheinander Musikus, Apotheker, Maler, Bader und Koch werden, tut aber nirgends gut und kommt immer wieder nach Hause.

Als ich nach Hause kam, fand ich alles in üblem Zustande wieder. Mein Großvater hatte acht Wochen gelegen; als er sich vor vierzehn Tagen erholt hatte, hatte sich meine Großmutter gelegt und war vor zwei Tagen gestorben. Sie lag auf der Totenbahre. Mein Großvater, dem der Kantor von mir geschrieben hatte, sah mich nicht allzu freundlich an. Er verwies mir, nachdem die Großmutter begraben war, mein übel geführtes Leben und sagte, er wollte mich nicht mehr auf die Schule schicken, denn der Kantor würde mich schwerlich wieder zu sich nehmen; dafür sollte ich einen Beruf ergreifen. Dabei klagte er, daß die Branntweinbrennerei zehn Wochen lang still gelegen hätte, weil sie beide krank gewesen wären, das bare Geld wäre aufgebraucht und seine Vermutung, daß meine Großmutter mehr hinterlassen hätte, wäre

falsch gewesen (die gute Frau hatte mir wohl alles ohne sein Wissen geschickt). Wenn er nun auch augenblicklich keine Hilfe hätte, wollte er mir doch nicht zu seinem Beruf raten, weil seine liebe Stichira dadurch zu ihrem Unglück gekommen war. Ich sollte mir die Sache überlegen und ihm sagen, wozu ich Lust hätte. Ich war über meines Großvaters Vorbringen ziemlich betroffen, konnte mich für keinen Beruf so schnell entschließen und stellte es ihm anheim; wozu er mir raten würde, das wollte ich tun.

Er riet mir, ein Musikant zu werden, weil ich nicht nur eine gute Stimme hätte, sondern auch die Musikanten ihr Brot mit Lust und Freudigkeit verdienen, weil sie ihr Gehör damit kitzeln und anderen Leuten Steiß und Beine jucken machen. Ein Instrument, das einige Taler kostete, hielte so lange, daß sie hundert Taler damit verdienten; außerdem bekämen die Musikanten stets das beste Essen. So wurde ich denn auf drei Jahre bei dem Türmer verdungen und sollte ein Kunstpfeifer werden. Ich trat meinen hohen Dienst an (denn es waren über hundert Stufen, die ich zu steigen hatte). Hier aber mußte ich Kinder warten, Windeln waschen und alle drei Tage den Abtrittkübel, den die ganze Familie benutzte, aus seinem Verschlag nach unten tragen. Das war wahrhaftig keine Arbeit nach meinem Geschmack. Wasser, Holz und andere Dinge mußte ich mittels einer Winde heraufziehen. Eines Tages wollte ich mir die Mühe sparen, den Kübel nach unten zu tragen,

und hing ihn an das Seil, um ihn so hinunterzulassen. Wie ich nun aber die Winde anzog, kam der Kübel ins Wanken, schlug an die Turmmauer und kippte um, so daß von seinem lieblichen Inhalt der Turm von oben bis unten bemalt wurde. Zum Unglück war in demselben Augenblick unten ein vornehmer Advokat vorbeigegangen, der den Rest über den Kopf bekam, so daß seine schöne Staatsperücke anmutig gefärbt wurde. Daraufhin wollte er meinem Herrn einen Injurienprozeß an den Hals werfen; mein Herr entschuldigte mich und verhaute mich ordentlich, womit der Advokat jedoch noch nicht zufrieden war und mich an einen Ort setzen wollte, wo weder Sonne noch Mond hinschien. Da ich schon gehört hatte, daß die unglückseligsten Leute die sind, die den Advokaten und den Henkern in die Hände fallen, so wollte ich darauf nicht warten, sondern kam nach drei Wochen wieder nach Hause und erzählte meinem Großvater, was ich auszustehen gehabt hatte. Das schien ihm Grund genug, mich von dem Türmer wegzunehmen.

Er riet mir, Apotheker zu werden. Denn, sagte er, die Leute in den Apotheken sitzen stets in dem schönsten Geruch, dürfen ihre Nase an keinen unsauberen Ort bringen, nehmen für Arzneien, die ihnen vier Groschen kosten, einen Taler und können so reiche Leute werden. Ja, ein wohl erfahrener Apotheker wird an den meisten Orten gesucht und zu Rate gezogen, kann Bürgermeister werden und trägt dann einen Sammetpelz. Dies schien mir nicht übel. Ich wurde auf vier Jahre

an den Apotheker in Mörselberg verdungen. Doch wie seltsam ging es hier zu! Mein neuer Meister war ein Mann, der seine Sache vorzüglich verstand, aber sehr klein von Figur war; dagegen hatte er einen Teufel zur Frau, die ihm aufs ärgste zusetzte und ihm zuweilen, wenn sie glaubte, er hätte es verdient, gar Ohrfeigen gab. Dabei kann man sich leicht denken, wie es mir erging, wenn sie in Wut geriet. Da ich der Weiberherrschaft von Kindheit an ungewohnt war, tat es meinem Herzen wehe, wenn sie so mit mir umsprang. Gar zu gern wäre ich die Apotheke wieder los gewesen und stellte deshalb allerhand Possen an: die bitteren und süßen Mandeln mischte ich durcheinander; unter den Zucker tat ich Salz; wenn die Leute Safran forderten, gab ich ihnen gelbe Erde und für Muskatnüsse Galläpfel. Eines Tages klagte die Apothekerin über Hartleibigkeit und hatte sich ein Klistier zurecht machen lassen. Als die Flüssigkeit fertig war, füllte der Geselle sie in eine Spritze, legte diese in eine Schüssel und befahl mir, sie der Meisterin hinzutragen, was ich auch tat. Wie ich die Schüssel nun vor dem Bett der Frau auf ein Tischchen setzte, kehrte die Frau das Gesicht nach der Wand zu, hob sich etwas in die Höhe, zeigte mir ihr Hinterteil und sagte, ich sollte ihr das Klistier gleich setzen. Ich weiß nicht, ob sie dachte, ich wäre ihr Mann oder ihre Magd. Mit großer Angst nahm ich die Spritze in die Hand, und weil mir derartige Arbeit ganz fremd und unbekannt war, so kam ich mit der Spritze an den unrechten Ort, worauf sie

mich anschrie: „Du dummer Teufel, wo kommst du denn hin?“ Endlich hatte ich die richtige Stelle gefunden und drückte nun die Spritze aus. Das Klistier mochte wohl etwas heiß sein, denn sogleich brüllte sie: „Halt!“ Nachdem ich schnell die Spritze wieder herausgezogen hatte, drehte sich die Frau Apotheker um und merkte nun erst, daß ich es war, der ihr diesen Liebesdienst leistete.

„Du ganz verfluchter Dorfochse!“ schrie sie mich an. „Was zum Teufel unterstehst du dich, in meine Heimlichkeiten zu sehen, wohin noch keine Mannsperson auf der ganzen Welt einen Blick getan hat, soviel der feinsten und vornehmsten Leute sich auch darum bemüht haben. Dir will ich den Hals brechen!“

Die weiteren Ehrentitel, die ich zu hören bekam, will ich gar nicht erst nennen. Mein Glück war's, daß sie nur das Hemd anhatte; so nahm ich Reißaus, und sie konnte mich nicht verfolgen, ergriff aber die Klistierspritze und warf sie mir an den Kopf. Ich wich aus, und die Spritze fuhr in einen großen Spiegel an der Wand, der in Trümmer ging. Nun wartete ich nicht mehr, bis die Frau sich anzog und herunterkam; ich nahm mein Bündel unter den Arm und begab mich wieder zu meinem Großvater, nachdem ich vier Wochen lang ein Apotheker gewesen war.

Man kann sich den Schreck von meinem Großvater denken, als ich ihm schon wieder auf den Hals kam! Nun redete er mir zu, Maler zu werden. Es gäbe doch keinen erfreulicheren Anblick, als ein

schönes Bild; nichts belustige die Augen mehr als die Kunst eines geschickten Malers, der nicht nur die hübschesten Landschaften darstellen, sondern auch den Schöpfer selbst nachahmen könnte, wenn er ein hübsches Gesicht malte. Wenn diese Leute etwas Rechtes lernten, so wären sie Fürsten und Herren angenehm, bekämen die schönsten Frauenzimmer zum Betrachten und könnten mit ihrer Kunst durch die ganze Welt kommen, wenn sie nur ein Farbenkästchen und eine Palette bei sich hätten; allerwärts wären sie beliebt. Auf diese Worte hin bekam ich Lust, ein Kunst-, aber nicht ein Turmmaler zu werden (welchen Namen mir die gottlosen Buben bei dem Türmer gegeben hatten). Wiederum wurde ich auf vier Jahre einem Maler in die Lehre gegeben, der in Klinckaria lebte und den Ruhm hatte, einer der besten seines Faches zu sein.

Ob bei ihm das Sprichwort eintraf: „Neunundneunzig Maler machen hundert Narren", will ich nicht gerade sagen. Soviel aber will ich von seiner Person mitteilen, daß er ein Atheist war, der weder an Gott noch den Teufel, weder an Seele und Geist noch an Gespenster glaubte. Ein Kapuziner wollte ihn bekehren; er hatte sich deswegen eines Tages heimlich in sein Haus eingeschlichen, Gesicht und Kopf mit Honig beklebt und mit Asche bestreut; eine brennende Fackel, die Funken streute, trug er in der Hand und eine große Kette an den Füßen. Zur Mittagsstunde trat er in des Malers Stube, wo dieser allein arbeitete,

während ich das Essen holte, und suchte ihm durch diesen Betrug Furcht einzuflößen. Der Mönch machte mit den Ketten ein schreckliches Gerassel, worauf sich der Maler umsah, die Gestalt furchtlos betrachtete und ruhig mit seiner Arbeit fortfuhr. Der Kapuziner trat näher, der Maler redete ihn an und sagte: „Mein Lieber, ich bitte Euch, kommt ein anderes Mal wieder, ich habe augenblicklich keine Zeit!"

So schnell ließ sich der Mönch nicht abfertigen, rasselte noch mehr mit den Ketten, trat dicht an den Maler heran und stieß ihn so stark an, daß ihm der Pinsel aus der Hand fiel. Der Maler wurde wütend, sprang auf, packte den Teufel an den Hals, warf ihn zu Boden und verprügelte ihn tüchtig. Nun begann der Mönch zu schreien, er wäre kein Teufel, sondern ein geweihter Priester. Der Maler kehrte sich nicht an sein Schreien, sondern warf ihn nach einigen besonders kräftigen Stößen und Schlägen die Treppe hinunter.

In demselben Augenblick kam ich nach Hause und brachte das Essen die Treppe hinauf. Als der leibhaftige Teufel mir entgegenfuhr, bekam ich einen derartigen Schreck, daß ich rückwärts die Treppe hinunterfiel und mir die heiße Brühe ins Gesicht goß. Damit nicht genug, bekam ich noch von meinem Herrn Prügel, weil ich ein so furchtsamer Narr gewesen wäre. Auf die Magd meines Herrn, namens Klunkelia, bekam ich eine furchtbare Wut; sie hatte erstens die Sache mit dem Mönch angestiftet, um den Maler zu einem guten

Christen zu machen, und zweitens verhöhnte sie mich wegen meiner Furchtsamkeit und des verschütteten Essens. Ich sann deswegen auf Rache. Nun hatte sie die Gewohnheit, daß sie sich abends in der Küche über einen Kohlentopf setzte und dabei einschlief. Ich nahm eines Tages, als sie wieder so da saß und schlief, eine Handvoll Erbsen und etwas Pulver, legte beides heimlich auf das Kohlenfeuer und ging davon. Das Papier, in das das Pulver eingewickelt war, fing an zu glimmen, das Feuer erfaßte das Pulver und die Erbsen, beides ging mit furchtbarem Knall in die Höhe und warf die Magd vom Stuhl. Auf ihr Geschrei kam mein Meister hinzugelaufen, die Nachbarn rissen die Fenster auf und fragten, was geschehen wäre. Niemand konnte natürlich sagen, woher das Unglück entstanden war. Die Nachbarn machten das Zeichen des Kreuzes und hielten es für eine Verzauberung, zumal der Leib der Magd aussah, als wenn sie die Blattern gehabt hätte, und in ihrem Hinterteil die Erbsen saßen, die sie sich hernach einzeln ausgraben mußte. Alle hatten mit der Klunkelia ein großes Mitleid und beklagten sie; nur ich konnte mir das Lachen nicht verbeißen, was die Magd wohl merkte; denn am nächsten Tage wurde eine alte Frau zu allen Leuten geschickt, die Erbsen verkauften. Schließlich erfuhr sie tatsächlich von einem Kaufmann, daß ich welche gekauft hätte, worüber die Magd dermaßen wütend auf mich wurde, daß sie nicht allein den Maler gegen mich aufhetzte, sondern sich auch hoch und teuer ver-

schwor, nicht eher zu ruhen, bis ich aus dem Hause weggejagt würde.

Darauf wollte ich nicht erst warten, sondern machte mich in aller Stille davon und kam wieder zu meinem Großvater, nachdem ich sechs Wochen lang ein Maler gewesen war. Nach langem Überlegen riet er mir nun, ein Bader zu werden. Diese Leute sitzen warm, sagte er, und verdienen ihr Geld auf leichte Weise. Ihre Arbeit ist nicht anstrengend, und sie dürfen hinfühlen, wo ein anderer nicht hinkommen darf. Sie scheren die Leute nach ihrem Gefallen, und ihrem Schermesser müssen sich die größten Leute anvertrauen.

Ich folgte meinem Großvater und wurde einem Bader für drei Jahre übergeben. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren und hatte eine Vierundzwanzigjährige geheiratet; sie lebten in nicht allzu glücklicher Ehe, weil einer dem anderen nicht viel Liebe erwies. Er ging abends seiner Wege und hatte verschiedene Weiber im Schröpfen zu bedienen; in einige von ihnen verliebte er sich ihrer weißen Haut wegen bis über die Ohren. Unter anderen hatte er eines Krämers Frau liebgewonnen, zu der er oftmals ging, weil ihr Mann viel in seinen Geschäften verreist war. Ich mußte ihm dahin leuchten und manchmal dort auf ihn warten, manchmal auch ihn zu einer bestimmten Stunde abholen; seiner Frau mußte ich stets sagen, er wäre im Ratskeller. Als ich einstmals auf ihn wartete, sandte er mich weg, um ihm Tabak zu holen. Da es schon elf Uhr war, wußte ich genau, daß ich doch

keinen Tabak mehr bekommen konnte, versteckte mich im Hause und war willens, nach einem Weilchen hineinzugehen und zu sagen, ich hätte keinen Tabak bekommen. Frau Beißzahl — so hieß die Krämersfrau — kam gleich hinter mir her und riegelte in dem Glauben, ich wäre zum Hause hinaus, die Tür zu. Da ich mir sagen mußte, daß mich mein Herr gleich wieder wegschicken würde, wenn ich ihm keinen Tabak brächte, so besann ich mich, daß unser Geselle immer einen reichlichen Vorrat davon in seiner Kammer hatte; ich riegelte also die Tür wieder auf und ging nach Hause. Weil ich so spät nicht viel Lärm machen wollte, nahm ich meinen Hausschlüssel heraus und begab mich nach des Gesellen Kammer. Als ich davorstand, wunderte ich mich, daß die Tür weit aufstand, ich guckte hinein, und was sah ich? Meines Herrn Frau und der Geselle lagen zusammen im Bett! Ich erschrak, die beiden aber noch viel mehr; nun baten sie mich himmelhoch, ich sollte nichts davon sagen, stellten mir auch großartige Geschenke in Aussicht, wenn ich den Mund halten würde.

Der Geselle gab mir Tabak und wollte kein Geld von mir dafür nehmen; ich versprach, keinem etwas zu sagen, und ging mit dem Tabak zu meinem Herrn in des Krämers Haus. Die Tür war noch offen; ich machte sie hinter mir zu, ging auf die Stubentür zu, klinkte sie auf, und was sah ich hier? Mein alter Herr und Frau Beißzahl lagen beide splitterfasernackt auf einem Ruhebett dicht nebeneinander! Vor Schreck lief ich zur Tür hinaus.

Gleich darauf, nachdem sie sich wieder angekleidet hatten, rief mich mein Herr hinein und versprach mir alles mögliche, wenn ich den Mund hielte. Ich gelobte unbedingtes Stillschweigen, machte mir aber doch meine Gedanken, wie sehr sich diese ehebrecherischen Leute vor einem armseligen Jungen fürchteten und in Schrecken gerieten, während sie sich vor dem alles sehenden Auge des gerechten Gottes nicht scheuten!

Die Beißzahl war ein korpulentes Weib von vierzig Jahren, während meines Herrn Eheweib erst vierundzwanzig Jahre alt und sehr viel liebenswerter war als jene. Allein es ist wirklich wahr, die Menschen, die sich einmal der Eitelkeit ergeben, genießen öfter lieber Kuhdreck als Kuhbutter. Daß böse Beispiele gute Sitten verderben, merkte ich an mir; denn da ich an jene Begebenheiten dachte, empfand ich bald die Regung der Natur. Ich war vierzehn Jahre alt und bewahrte das gelobte Stillschweigen. Bei meinem Herrn und seiner Frau hatte ich daher gute Tage und durfte tun, was ich wollte. Doch was kann ein unbändiger Knabe übler ertragen als Müßiggang und gute Tage! Herr, Frau und Geselle durften mich nicht schief ansehen, weil sie befürchten mußten, ich brächte ihr böses Treiben an den Tag.

Bei meinem Herrn war eine Magd, namens Ursel, ein schwarzbraunes, untersetztes Mensch, das ebenso neugierig wie ich war, zu versuchen, was der Ehestand wäre. Ich hätte niemals den Mut gehabt, sie anzusprechen; wenn ihr aber das Zahn-

fleisch zu jucken anfing, machte sie bald die Arme bis an die Achseln, bald den Hals, bald die Beine bloß; auch sollte ich nachsehen, ob ihr Schröpfen gut täte oder wo sie sich am besten zur Ader lassen könnte. Ja, sie nötigte mich, bald hier, bald da zu fühlen, bis ich ihr endlich die Ader auf dem Bein, wo es am dicksten ist, geschlagen hatte. Dieser Magd offenbarte ich mein Herz und verschwieg ihr auch das Geheimnis nicht, wie ich meinen Herrn mit der Beißzahl und den Gesellen mit der Frau angetroffen hatte. Obwohl sie mir hoch und teuer versprach, kein Wort davon jemals zu erwähnen, mochte sie doch wohl nicht reinen Mund gehalten haben, zumal sie lieber eine Wohltat von dem Gesellen als von der Frau gehabt hätte. Jedenfalls wurde es mir sehr bald klar, daß Ursel die Geschichte von dem Gesellen ihrem Herrn und das Abenteuer von diesem der Frau erzählt hatte, denn es bestand zwischen den Eheleuten eine große Verbitterung. Ein paar Wochen darauf, an einem Sonnabend, an dem viel in der Baderstube zu tun war, erhob sich plötzlich vor unserem Badehaus ein großer Lärm. Der Geselle, der außerordentlich neugierig war, lief im Badeanzug, d. h. mit Mütze, Schürze und Pantoffeln, vor die Tür, um zu sehen, was es gäbe. Kaum war er zur Tür hinausgetreten, als ihn drei maskierte Kerle packten und ihn, nachdem sie die Tür zugemacht hatten, zu einem großen Stein auf der Straße führten, wo sie ihn überlegten, die Badeschürze abrissen und mit frischgepflückten Ruten erbarmungslos auf ihn

einhieben. Er schrie, als ob er am Spieße steckte. Ich wollte ihm zu Hilfe eilen, doch der Bader verbot es mir. Nachdem sie ihn gehörig verhauen hatten, liefen die drei Kerls in das nächste Gäßchen, das nach der Stadtmauer führte. Der Geselle hatte keine Lust, sie zu verfolgen, sondern eilte schnurstracks unserem Hause zu. Der Bader ließ ihn dreimal anklopfen, ohne daß er ihm die Tür öffnete; die Nachbarn und anderes Volk kamen schon zusammengelaufen und wunderten sich, daß er so nackend dastand. Endlich öffnete der Bader die Tür, und als der Geselle zitternd und vor Kälte klappernd vor ihm stand, sagte er: „So muß man den jungen Weiberknechten den Kitzel vertreiben." Nun war es deutlich genug, wer ihm dieses Bad bestellt hatte.

Der Geselle dachte von jetzt ab nur, wie er sich rächen könnte. Weil ihm des Baders Frau von ihres Mannes Kundschaft erzählt hatte, so glaubte er, er könnte sich am besten rächen, wenn er sein ehebrecherisches Treiben dem Manne der Beißzahl hinterbrächte. Dieser wurde deswegen eifersüchtig und legte sich auf die Lauer. Um sein Ziel zu erreichen, gab er vor, er müßte drei Tage verreisen, und als er merkte, der Vogel hätte sich gefangen, kam er schon in der nächsten Nacht wieder nach Hause, nachdem seine Kundschafter ihm mitgeteilt hatten, der Bader wäre bei seiner Frau. Diese hörte ihren Mann kommen und wußte vor Angst nicht aus und ein und wo sie mit dem Bader hin sollte, zumal sie beide splitternackt waren. Zu

ihrem Glück hatte sie neben dem Bett einen langen Kasten stehen, in den sich der Bader schnell hineinlegen mußte, während sie seine Kleider unters Bett warf. Sie war kaum fertig, als ihr Mann in die Stube trat, sich nichts merken ließ und erzählte, er hätte einer vom Wasser abgerissenen Brücke wegen seinen Weg nicht fortsetzen können; außerdem wäre er müde und wollte schlafen, sie sollte ihm aber noch mehr Betten vom Boden holen. Während sie seinem Verlangen nachkommen mußte, nahm er ein Licht und suchte die ganze Stube durch, bis er die Kleider unter dem Bett liegen sah. Nun war es ihm ganz klar, daß der Vogel in dem Kasten steckte; denn sonst war nichts in der Stube, wo er sich hätte verstecken können. Zunächst stellte er sich aber noch, als wenn er von nichts wüßte, und vergnügte sich mit seiner Frau; dann blieb er bis zum nächsten Vormittag um zehn Uhr im Bett liegen.

Unterdessen wäre dem armen Bader in seinem Kasten fast der Atem ausgegangen. Als der Mann nun endlich aufstand, fragte er seine Frau, was sie in dem Kasten hätte. Als sie ihm erwiderte, da wäre nichts drinnen, sagte er: „Nun, warum steht denn das alte Ding hier und nimmt Platz weg? Ich will ihn lieber gleich verkaufen.“ Er verlangte den Schlüssel; der war nirgends zu finden, weil ihn die Frau Beißzahl natürlich nicht herausgeben wollte. Nun ließ der Mann vier starke Kerle kommen, die den Kasten aufhoben und auf den Markt trugen. Es dauerte auch nicht lange, da

fand sich ein Käufer. Weil er wissen wollte, wie der Kasten innen aussah, wurde ein Schlosser geholt, der das Schloß aufbrechen mußte. Was für ein Vergnügen hatten nun die Umstehenden, als ein nackter Mann heraussprang und so schnell er nur konnte davonrannte! Junge und Alte liefen hinterher und warfen ihn mit Kot, bis er endlich seine Baderstube erreichte und ins Haus hineinschlüpfte.

Man kann sich denken, wie des Baders Frau und der Geselle über diese Art von Rache gelacht haben! Die Sache wurde schnell in der ganzen Stadt ruchbar; der Bader, seine Frau und der Geselle kamen vor die Inquisition, und Herr Beißzahl mußte, um einer Verhaftung zu entgehen, Kaution stellen; jedermann erfuhr dadurch, was er an seiner Frau für eine treue Ehegenossin hatte.

Mir schien unter diesen Umständen, zumal auch der Ursel der Leib zu schwellen begann, ein längeres Hierbleiben nicht ratsam zu sein. Deshalb machte ich mich wieder heim zu meinem Großvater. Er staunte nicht wenig, als ich ihm mitgeteilt hatte, was geschehen war; doch sah er ein, daß ich nicht länger bei dem Bader bleiben durfte, obwohl ich schon dreiviertel Jahr bei ihm gewesen war. Er beschloß, mich nun Koch werden zu lassen. Denn, sagte er, Köche und Kellner kommen nie vor Hunger um. Die Köche kosten die herrlichsten Leckerbissen, können mit großen Herren reisen und kommen ohne jede Kosten bis zu den entferntesten Ländern. Ja, auf den Schiffen kann man sie

überhaupt nicht entbehren; und wenn sie sich mit dem Kellermeister verstehen, so fehlt es ihnen an nichts. Da nun zufällig ein guter Koch, namens Sausiedel, noch einen Küchenjungen brauchte, so wurde ich auf drei Jahre bei ihm verdungen.

Ich will nun keinem das Essen verekeln; hier bei meinem neuen Meister aber sah ich, wie mancher Mensch das Unreinste essen muß, was ihm doch schmeckt, weil er es nicht weiß; sonst würde er sich gewiß die Kaldaunen aus dem Halse speien. Wenn wir zu Hochzeiten zu kochen hatten, so wurde das Federvieh niemals gerupft, sondern die Federn nur an dem Feuer abgebrannt, damit wir recht schnell fertig wurden. Seine Notdurft verrichtete er in den ersten besten Topf, der ihm gerade in die Hände kam, und ein Ausspülen des Topfes kannte er nicht. Ferner verlangte er zu den Hochzeiten so viel, daß er die Hälfte davon nach Hause sandte, wovon wir mindestens acht Tage leben konnten; war gerade keine Hochzeit, war Schmalhans bei uns Küchenmeister. In der Fastenzeit kaufte er alle toten Fische auf, die wir zu essen bekamen; auch ging er öfters mit einem großen Korb auf den Gassen spazieren, um zu sehen, ob nicht jemand ein verrecktes Tier, ein Huhn, eine Gans oder ein Schwein, hinausgeworfen hatte, das er heimbrachte und uns als Mahlzeit auftrug. Die Linsen, die wir gegessen hatten, wusch er, nachdem wir sie verdaut hatten, tüchtig mit einem Besen aus, machte sie sauer und gab sie uns sodann noch einmal zu essen. An zwei Tagen der Woche bekamen wir

Kaldaunen zu essen, unter die er alte Handschuhe schnitt, und zwar nicht nur solche, die er selbst getragen, sondern auch die er auf den Straßen gefunden hatte. In Ermangelung von Handschuhen mußte auch das Oberleder von alten Stiefeln herhalten. Das abtriefende Unschlitt von Kerzen wurde zwischen Erbsen und Kohl getan. In Pferdefett sott er Pfannkuchen und anderes Gebackene, und wenn gerade keine Hochzeiten waren, mußten Flegelluffski (so hieß der andere Küchenjunge) und ich morgens durch das ganze Städtchen gehen und den Leuten zum Frühstück davon anbieten; das fünfundzwanzigste verkaufte Stück gehörte dann uns. Allerdings bekamen wir es erst am nächsten Tage, wenn es altbacken geworden war.

Trotz der schlechten Kost waren wir bei dem Koch ganz zufrieden, weil wir viel müßige Zeit hatten; mittags gingen wir zuweilen in die Heide und pflückten Erd- und Heidelbeeren sowie Pilze, stiegen auch wohl über die Zäune und stahlen Obst, wenn es reif war. Um uns die Zeit einigermaßen zu vertreiben, schrieben wir auf die alten Küchenzettel, deren Rückseite weiß war, garstige und unflätige Briefe; darein wickelten wir dann das Gebackene, das die vornehmsten Frauenzimmer der Stadt kauften, die sich dann halbtot darüber lachten. Wenn gar ein Klostermönch ein Backwerk haben wollte, wickelten wir es in ein Papier ein, auf dem stand: „Mein vielgeliebter Schatz! Du hast mir neulich erzählt, du wärest lutherisch geworden. Nun will ich es auch werden, denn die

Pfaffen sind nichts nütze; ehe ich aber aus der Stadt scheide, will ich das Kloster anzünden und dann heimlich davonlaufen. Dem Bürgermeister will ich die Fenster einwerfen und sehen, wie ich wacker mit dir buhlen kann. Es ist noch ein Pfaffe hier; der will das Kloster verlassen und mit mir lutherisch werden; seinen Namen werde ich dir morgen oder übermorgen schreiben. Leb wohl, mein Schätzlein! Ich bitte dich, schlaf sanft. Ich gebe ebensowenig wie du auf die Pfaffen."

Einstmals ließ ein Ratsherr eine Torte für seine schöne Frau backen; dem legten wir folgenden Brief unter das Backwerk: „Hochgeehrter Freund! Ich berichte Euch, daß der (hier nannten wir des Ratsherrn Namen) eine schöne Frau geheiratet hat; er weiß aber nicht, daß der (hier schrieben wir den Namen eines Mannes, dem wir nicht gut waren) sich täglich bei ihr einfindet und sie wohl von früher her ganz genau kennt."

Über diese und ähnliche Briefe entstand ein Gemurmel in der Stadt, und es gerieten sich verschiedene Leute in die Haare, die wir so aufeinander gehetzt hatten.

Wenn ein fremder Hund zu uns kam, so stutzte ich ihm entweder den Schwanz oder die Ohren, gab ihm ein Abführmittel ein oder steckte ihm Tabakspfeifen in den Steiß, so tief wie sie nur hineingingen; die Tiere liefen dann so lange vor dem Haus im Kreise herum, bis ihnen die Pfeifen wieder herausfielen. Wenn nun nachher Tabaksraucher kamen, so hätte ich mich bucklig lachen können,

wenn sie die Pfeifen aufhoben, sich in den Mund steckten und versuchten, ob sie Luft hätten; einige nahmen sie als teuren Schatz mit, während andere, die einen besseren Geruch und Geschmack hatten, die Pfeifen wieder auf die Erde warfen und wie eine Katze spuckten, die sich das Maul an heißem Brei verbrannt hat. Als dieses unser Heldenstück herauskam, denn ich konnte es nicht so geheim machen, daß es nicht die Nachbarn merkten und ihre helle Freude daran hatten, traute sich niemand mehr eine Pfeife in den Mund zu tun, ehe er sie nicht mit Siegelwachs übergossen hatte.

Unser Haus hatte nach alter Art zwei Giebel, zwischen denen eine steinerne Figur stand. Eines Tages stieg ich zum Dachfenster hinaus, stellte mich hinter die Steinfigur, wo ich nicht gesehen wurde, dagegen die ganze Straße übersehen konnte, und warf den Jesuiten, als sie mit ihren Zöglingen vorüberkamen, faule Äpfel auf die Köpfe, worauf dann in der ganzen Nachbarschaft Haussuchung gehalten wurde. Während unterdessen die Schüler vor unserem Hause standen, klebte ihnen Flegelluffski die Mäntel mit Schuhpech zusammen, so daß zwei oder drei von ihnen zusammengeleimt waren. Dasselbe taten wir auch in der Kirche mit den Bauernmädchen, klebten ihnen die Röcke zusammen oder hingen ihnen Papierbildchen an ihr Hinterteil.

Wegen des Ärgernisses, das unsere oben geschilderten Briefe in der Stadt erregten, wurde Meister Sausiedel, aus dessen Hause sie, wie man erfahren hatte, gekommen waren, aufs Rathaus

vorgeladen; unter seinem Eide aber erklärte er, daß er nichts von den Briefen wüßte, auch nicht, wer sie geschrieben haben könnte Es wäre auch dabei geblieben, wenn wir nicht in einem Briefe den Stadtschreiber einen Rotbart genannt hätten. Voll Wut kam er zu unserem Meister gelaufen und ließ sich seine Tinte zeigen; dann mußte er eine Schriftprobe geben, und als diese nicht mit der Schrift in dem Briefe übereinstimmte, mußten alle seine Hausgenossen ihre Schrift sehen lassen. Flegelluffski und ich warteten nicht, bis die Reihe an uns kam, sondern liefen beide zur Tür hinaus, über die Felder weg, und ließen Meister Sausiedel sorgen, wie er mit dem Stadtschreiber und seinem roten Bart auseinander kam. Das Geld, das wir an diesem Tage für Gebackenes eingenommen hatten, nahmen wir mit.

Fünftes Kapitel.

Bernhard gibt sich für einen Arzt aus, bleibt aber nicht lange dabei, kommt auf ein Edelschloß und hört eine seltsame Hochzeitsrede.

Als wir nun beide außer Gefahr zu sein glaubten, setzten wir uns nieder und überlegten, was wir nun anfangen sollten. Zu unseren Eltern und Großeltern wollten wir nicht gehen, zumal ich annehmen mußte, daß Meister Sausiedel meine Missetaten meinem Großvater berichtet hatte.

Damals nun lebte in jener Gegend ein weitbekannter Bergmann, der sich für einen Okkultisten und Zahnarzt ausgab. Zu dem ging ich; er nahm mich freundlich auf und nannte mich seinen Sohn. Die Wasser verstand ich meisterhaft zu färben und konnte den einfältigen Leuten, namentlich den Bauern, die sich immer leicht betrügen lassen, alles mögliche einreden. Als ich meinen Stand auf dem eben stattfindenden Jahrmarkt in der Nähe aufgeschlagen hatte, setzte ich ein schwarzes Eichhörnchen und einen blaugefärbten Hamster auf den Tisch und begann folgende Ansprache: „Seht, meine lieben Herren und Freunde! Hier habe ich eine ganz unvergleichliche Medizin, die ich mit Leibes- und Lebensgefahr aus einer Tiefe von achtzig Klaftern im Tiroler Gebirge hervorgeholt habe; sie ist ganz besonders zugerichtet worden. Wer nicht ganz in Ordnung an seinen fünf Sinnen ist, dem wird sie eine ganz wunderbare Kraft verleihen; ja, ich versichere euch, wenn einer sein Leben schon halb verloren hat, wird es ihm durch diese treffliche Arznei wiedergegeben werden. Meine Herren! Es ist euch allen bekannt, daß mein Vater, der berühmte Bergmann, der weitgesuchte Land- und mineralische Bergarzt ist. In dieser seiner vorzüglichen Wissenschaft bin ich ihm nachgefolgt, ja, ohne mich zu rühmen, kann ich euch sagen, ich habe ihn an Gelehrsamkeit bereits übertroffen. Diese beiden Wundertiere hier können von meinen gefährlichen Reisen Zeugnis ablegen; das eine ist ein langschwänziger Sterlate, das

andere dagegen ein so grausames Wild, daß es sich dem größten Elefanten in den Leib hineinfrißt, was es auch mit Menschen zu tun pflegt, wenn es nur an sie herankommen kann. Habt ihr rote Augen, ein blödes Gesicht oder befürchtet ihr, den Star zu bekommen, so gebraucht nur dieses Wasser und laßt euch von einer Jungfer oder Frau drei bis vier Tropfen geben, ihr werdet euch wundern, wie das gegen alles hilft! Plagt euch ein Husten oder Schnupfen, so daß ihr weder riechen noch schmecken könnt, nehmt sechzehn bis achtzehn Tropfen in warmer Kuhmilch ein und glaubt mir, Essen und Trinken wird euch sofort wieder schmecken! Saust und braust es euch vor den Ohren wie ein Kriegsheer, ein Wasserwehr, ein Vogelgesang oder Glockenklang, so nehmt ihr nur ein wenig Baumwolle, taucht sie in diese herrliche Arznei, legt sie in die Ohrlöcher, sogleich werdet ihr mit ganz neuen Ohren hören. Für die Mundfäule, übelriechenden Atem, für schwarze und wackelnde Zähne ist diese Medizin unübertrefflich! Weiter, ihr Herren, sind euch die Mandeln oder der Zapfen geschwollen, tut einige Tropfen auf einen halben Löffel Honig, eßt ihn auf und laßt euch ein Viertelstündchen an den Haaren emporhalten, gleich wird es besser werden. Ist die Lunge angegriffen, bekommt ihr keine Luft und müßt ihr öfter keuchen wie ein Kalb, wenn es von der Mutter kommt, so könnt ihr nichts besseres brauchen als diese Wundermedizin. Für Magenbeschwerden, Gicht und Podagra, für Reißen und Beißen im Leibe, für

Kolik und Steinbeschwerden ist meine Medizin allein brauchbar. Im nächsten Städtchen habe ich eine junge Witwe, die drei Jahre an den heftigsten Steinbeschwerden litt, von allen Schmerzen geheilt und ihr einen Stein von etlichen Pfunden abgetrieben."

Soweit war ich mit meiner Rede gekommen, als Flegelluffski sich von einem Bauern aus dem nächsten Dorf auf einem Schubkarren herbeifahren ließ; er heulte und jammerte wie der elendeste Mensch von der Welt und kam an meinen Stand. „Ach Gott, mein lieber Herr," sagte er, „wie quält mich der Magen, wie sticht mich die Milz, wie fault mir die Leber, wie verzehrt sich die Lunge!"

„Guter Freund," erwiderte ich, „dem will ich bald abhelfen! Komm her, hast du kein Geld, mach ich es umsonst."

Mit diesen Worten gab ich ihm einige Tropfen von dem gefärbten Wasser ein. Sogleich richtete er sich auf, tat, als ob er von einer schweren Krankheit erlöst wäre, und dankte mir mit so überschwenglichen Worten, wie sie wohl noch nie ein Arzt zu hören bekommen hatte. Hier sah ich wieder einmal die Wahrheit des Sprichwortes: „Mundus vult decipi!"

Was wir die eine Woche in dem einen Dorf machten, wiederholten wir die nächste Woche in einem anderen. Als ich eines Tages zu Pastekorup auf dem Marktplatze stand, mochte sich unter den Gaffern vor meinem Stand ein Dieb oder etwas ähnliches aufhalten, der der Obrigkeit aufgefallen war. Ich sah den Stadtschulzen mit seinem Büttel gerade auf meinen Stand zukommen und glaubte,

sein Besuch gelte mir; schnell sprang ich von meinem Tisch herunter, ließ Tisch und Kram stehen und liegen und eilte, so schnell ich konnte, dem Walde zu.

Ich hatte mit meinem Schwindelmittel ein ganz schönes Geld verdient und lebte davon eine Zeitlang; schließlich wurde es aber doch alle, ich zog meines Weges und kam auf ein Schloß, das einer ledigen Dame gehörte, die sich mit einem berühmten Philosophen aus der Stadt Treubuntze verlobt hatte und in den nächsten Tagen heiraten wollte. Es gefiel ihr, daß ich etwas lesen und schreiben, namentlich aber kochen und backen konnte, worauf sie ebenso wie jedes andere Frauenzimmer mehr als auf alle Wissenschaften hielt. Sie sagte auch, sie wollte mich gern in ihren Dienst nehmen, wüßte aber nicht recht, ob sie es ihres Bräutigams wegen tun dürfte, der außerordentlich argwöhnisch wäre. Auf mein vieles Bitten hin wollte sie es wenigstens mit mir versuchen. Diese adlige Jungfer war kaum zwanzig Jahre alt, und doch kann ich sie als tüchtige Wirtin gar nicht genug rühmen. Frühmorgens um vier Uhr stand sie auf, und nachdem sie eine halbe Stunde lang ihre Andacht verrichtet hatte, weckte sie das Gesinde auf. Dann war sie bald im Kuhstall, bald auf dem Boden, bald in der Scheune, bald in der Küche. Alles gab sie mit eigener Hand heraus. Das währte bis acht Uhr; nachdem sie sich dann auch noch um den Milchkeller bekümmert hatte, beschäftigte sie sich mit Handarbeiten. Um zehn Uhr ging sie wieder in die Küche, das Mittagessen zuzubereiten,

wobei ich ihr gewöhnlich helfen mußte. Für das gesamte Gesinde, vom kleinsten bis zum größten, richtete sie die Speisen selbst an, und wenn ich Meister Sausiedels Schweinerei und ihre Reinlichkeit verglich, war es ein Unterschied wie Tag und Nacht. Ja, ich muß es allen alten Weibern zum Schimpf nachsagen, diese junge Dirne hat sie alle an ihrer Haushaltungswissenschaft weit übertroffen. Das war namentlich aus dem Grunde verwunderlich, weil sie bereits mit zehn Jahren ihre Eltern verloren hatte; durch ihren Vormund war sie mit dem Philosophen verlobt worden, weil er viel Geld hatte. Dieses Verlöbnis mochte sie schon oft bereut haben, denn ich sah sie oftmals weinen.

Endlich war der Hochzeitstag bestimmt, und der Bräutigam erschien auf dem Schloß. Als ich ihm vorgestellt wurde und er hörte, daß ich erst sechzehn Jahre alt war, war er damit einverstanden, daß ich in ihren Diensten blieb. Nun wurden alle Anstalten zu dem bevorstehenden Beilager gemacht, das zweifellos wohl vonstatten gegangen sein würde, wenn Fräulein Brigitta (so hieß die Dame) alles allein angeordnet hätte; so aber hatte der Philosoph seine Bestimmungen getroffen. Er war überhaupt ein wunderlicher Kauz und stellte den Satz auf, daß ein Mensch, der sich mehr als halb satt äße, zu allem Philosophieren ungeeignet wäre. Außerdem behauptete er, was nicht dreimal gesagt würde, wäre eine Unwahrheit.

Die Hochzeitsrede sollte nach seinem Wunsche ein Mann halten, der auf der Universität sein

Stubennachbar gewesen war, und als die Gäste alle versammelt waren, fing dieser also an:

„Wohledle, ehrenfeste und vom Essen wohlgemästete Herren sowie auch ehrbare, harte und keusche, weichliche und niedliche Frauenzimmer! Freude, Freude, Freude und abermals Freude! Und wenn es euch nicht zuwider ist, sage ich nochmals Freude! Ehe ich jedoch meine Freude recht vor euren Füßen ausbreite, will ich die Schwachheit meiner Zunge entschuldigen, die dem berühmten Cicero an Beredsamkeit nicht gleichkommen dürfte, indem sich meine kunstdurstige Seele heute noch nicht an dem Lebenswasser der wahren philosophischen Eloquenz vollgetrunken hat. Doch erfordert es die Schuldigkeit, dem hohen der Jungfernschaft Lebewohl sagenden Paare den neuerwählten Ehestand genügend zu preisen. Womit soll ich nun aber den mit der höchsten Weisheit geführten Ruhm des wohledlen Herrn Brumbar, weltberühmten Philosophen zu Krauthan, und die wohlriechende Tugend des wohlgeborenen Fräuleins Brigitta aus dem Hause Rumpelskirchen vergleichen und der Welt offenbar machen? Deswegen bitte ich um Geduld, Geduld, Geduld. So wiederhole ich denn mit allerseits hoher Anwesenden Erlaubnis meine Freude und sage: Freude! Freude! und abermals Freude! Freude dem Herrn Bräutigam! Freude mit der Jungfer Braut! Freude an allen anwesenden Hochzeitsgästen! Freude an allem Gesinde und Hausgenossen, großem und kleinem Vieh, Rindern

Schafen, Hühnern und Tauben! Freude auch über alle Federwärmer, barfüßige Gänschen, diese nutzbaren und werten Tierchen! Kuhquark schickt sich nicht zum gebratenen Hasen; wer aber möchte in Abrede stellen, daß eine hochedle Dame sich nicht zu einem gelehrten Philosophen schickt? Haben wir nicht an unserem werten Paar ein lebendes Beispiel, daß sie sich zusammengefunden haben? Ich könnte nun Euer Liebden den Ehestand mit einem Butterfaß vergleichen. Das wäre richtig, wenn dieses nur ein Leben hätte! Eine Orgel hat dagegen gewiß etwas Verwandtes mit dem Ehestande! Denn sie schnarrt bald grob und bald klar wie Mann und Weib. Auch Tremulanten, Ventil, Windlade und andere Dinge sind im Ehestand zu finden. Doch wende ich in diesem hochadligen Hause meine Gedanken mit Recht auf zwei nutzbare Tiere und vergleiche den Herrn Bräutigam mit einem Schafbock, die allerliebste Jungfer Braut aber ihrer blauen Augen wegen mit einer Gans. Ein Schaf ist seiner Wolle wegen ein nützliches Tier; wie wird der Herr Bräutigam mit seiner Philosophie nicht bei seiner Braut nützlich sein! Ein Schafbock hat einen Bart; den hat der Bräutigam auch. Ein Schafbock hat ein Paar Hörner; vor denen wird ihn die Jungfer Braut wohl zu hüten wissen und es niemals geschehen lassen, daß sich andere Schafböcke das Horn auf dem Wetzstein ihrer Keuschheit ablaufen und er deswegen der gehörnte Brumbar genannt wird. Ein Schafbock hat schlanke Beine und tut doch hohe Sprünge;

hat unser Herr Bräutigam auch keine Waden, so darf seine Jungfer Braut doch seine hohen Sprünge nicht in Zweifel ziehen. Ich meine, es gehört ein hoher Sprung zur Staffel der Weltweisheit, und was ist er nicht gesprungen, ehe er sich endlich den Ehestand ersprungen hat! Wieviel wird er noch springen müssen, ehe er sich endlich durch den rechten Freudensprung fest in den ersten einspringt, so daß ihn kein anderer Springer aus dem Sattel heben kann! Ebenso wie ein Schafbock sein Geschlecht vermehrt, wird sich Herr Brumbar bemühen, daß wir Kinder und Kindeskinder von ihm sehen. Ein Schafbock wird geschoren und hält geduldig still; so wird auch unser Herr Bräutigam sich darein ergeben müssen, wenn die Winde der Anfechtung in die Laterne seines Ehestandes blasen und sich allerhand Ehestandsnot und Widerwärtigkeiten zeigen! Ein Schafbock wird endlich geschlachtet, und sein Fleisch ist noch nach seinem Tode nützlich; wird nun endlich der grimme Tod seine Sense unserem Herrn Brumbar an die Kehle setzen, wer weiß, was er dann für herrliche Legate ausgesetzt hat, zumal er jetzt durch unser hochadliges Fräulein sein ohnehin schon großes Vermögen merklich verbessert hat.

„Nun ist es aber Zeit, daß ich die Jungfer Braut gehörig mit der Gans vergleiche. Es ist mir ganz unmöglich, ihre Tugenden und ihr Lob mit meiner ganzen Beredsamkeit zu preisen, namentlich wo sie sich nach vielem Zureden entschlossen hat, den Herrn Brumbar das Einfaßband

ihrer rühmlichen Keuschheit zerreißen zu lassen. Die meisten Gänse sind weiß, allen aber tut es unsere zarte Jungfer Braut zuvor; ist sie nicht ein Ausbund aller Schönheiten? Prangt eine Gans mit einer hohen Brust, so besitzt gewiß die Jungfer Braut ein solches Liebesstück im höchsten Grade. Und wie eine Gans ihren stolzen Hals gerade trägt, so muß man das auch an unserer Jungfer Braut bewundern. Eine Gans hat ein Haupt; wer will aber alle Annehmlichkeiten, die unsere Jungfer Braut in dem kreisrunden Bezirk ihres entzückenden Hauptes zeigt, in ausreichender Weise erzählen? Schnattert eine Gans gern, so läßt gewiß unsere Jungfer Braut ihre anmutige Stimme gegen Hohe und Niedere öfters hören. Gibt eine Gans Federn, damit alle Gelehrte sie zu ihrem Gebrauch haben, wie wird unser Herr Brumbar nicht der Allgemeinheit dienen, wenn er seine Federn in das unbefleckte Tintenfaß seiner allerliebsten Ehegans eintaucht! Wer wollte es ihm verdenken, wenn alle Räder des Bratenwenders seines verliebten Herzens zugleich losgingen und er jetzt wünschte, daß die Stunde schon gekommen wäre, wo er ein solch ruhmwürdiges Gänschen an den Bratspieß stecken, den Geruch ihrer Tugenden, der alle gebratenen Gänse übertrifft, empfinden und sich alle zehn Finger danach ablecken wird? Wird eine Gans gerupft, so hat ja die liebe Jungfer Braut ihm bereits den ganzen Edelhof Rumpelskirchen übergeben. Dafür wird er sie wie eine Gans mit den Kastanien guter Tage und dem Beifuß an=

genehmer Nächte beständig füllen. Dieser Magnet hat seine Wünsche an sich gezogen. So ist das Bild, wonach der Herr Bräutigam arbeitet, der Hafen, wonach die Hoffnung seines Schiffes steht. Nun wird er seine vielgeliebte Venus erlangen; die Bezwingerin seines Herzens hat sich ihm ergeben; er soll den Zucker ihrer Liebe lecken. Darum nochmals Freude, Freude, Freude!"

Das war des großen Säufers Rede, der der Philosoph großen Ruhm beilegte, während die Braut bei allen seinen saftigen Bissen bittere Tränen vergoß und auch die anwesenden Gäste die Köpfe schüttelten. Dann wurde gegessen; es war aber überall Mangel, worüber die Braut sich dermaßen ärgerte, daß sie öfters ganz rot wurde und schließlich gar vom Tische aufstand. Sie mußte sich zu Bett legen und war am dritten Tage tot. So wurde aus Freude Leid. Mir war dieser Todesfall höchst unangenehm, zumal mir des Philosophen metaphysische Gedanken, daß man sich nur halb satt essen sollte, durchaus nicht in den Kopf wollten.

Er hatte ein altes Weib, das auf jeder Seite fünfundzwanzig Jahre zählen mochte, als Ausgeberin zu sich genommen, weil sie ihm, als er noch ledigen Standes war, sein Haus gut versehen hatte. Ich sollte als gemeiner Schreiber dableiben und daneben alle Küchenjungendienste verrichten, Holz hacken, Botengänge tun und die Jagdhunde zu den benachbarten Edelleuten bringen. Mein größtes Glück schien ferner zu sein, daß sich die alte Ausgeberin bis über die Ohren in mich verliebte. Wenn

ich mir natürlich auch nicht das mindeste aus ihr machte, mußte ich doch liebenswürdig und freundlich mit ihr tun. Geld hatte sie als Haushälterin genug zusammengespart. Von Geburt war sie französisch und konnte nur sehr gebrochen deutsch reden. „Monsieur Crüse is sich ein hartlich Knab," pflegte sie zu sagen, „nur fehlt sich das Geld; wenn mich wollt haben lieb, ich will heirat und mach sein groß Fortun." Ich tröstete dieses alte Gestelle und sagte, ich liebte sie von ganzem Herzen und wollte nur erst einige Jahre älter werden, ehe wir uns heirateten, Herr Brumbar würde unsere Ehe meiner Jugend wegen gewiß nicht zulassen. Ich erhielt von ihr bald ein Tuch, bald ein Paar Manschetten, das beste Essen und zuweilen auch Geld, damit ich in die Schenke gehen könnte. So ging es ein Jahr lang, während dem sie mir andauernd wegen der Heirat in den Ohren lag; dabei wurde mir ihre Liebe täglich unerträglicher. Als ich eines Tages nach einem benachbarten Flecken geschickt wurde, um Fleisch zu holen, ging ich meiner Wege und soll heute noch mit dem Fleisch wiederkommen.

Drei Tage lang marschierte ich und kam endlich in dem berühmten Glückstadt an. Hier lebte ich zunächst ohne Herrn, doch war mein Geld sehr bald alle geworden. Täglich ging ich auf den Markt und sprach eines Tages einen Kaufmann, der von der Börse kam, um einen Zehrpfennig an. Er erwiderte, solche jungen starken Kerle wie ich müßten arbeiten und dürften nicht betteln. Ich entgegnete, ich hätte zwei Tage nichts gegessen und

wollte gern arbeiten, worauf er mir befahl, ihn zu begleiten. Zu Hause trug er seinen Leuten auf, mir Frühstück zu geben; er selbst ging gleich wieder weg. Er war ein Witwer und hatte eine Tochter von fünfzehn Jahren, ein schönes und frommes Kind. Kaum hatte sie gehört, daß ihr Vater einen fremden Menschen mit ins Haus gebracht hätte, als sie die Neugier zu mir trieb und sie mich fragte, wer und was ich wäre, wie und wo ich herkäme. Das Leder hat mir niemals zum Maul gefehlt, und als sie vernahm, daß ich ein wenig vom Kochen und von der Musik verstände, bekam sie Lust, das Flötenspiel von mir zu lernen. Klavier und Zither spielte sie ausgezeichnet.

Zum Mittagessen kam der Kaufmann nach Hause, dachte aber nicht mehr an mich, bis gegen Abend die Jungfer Clauditta ihren Vater fragte, was der fremde Mensch in ihrem Hause sollte, den er am Morgen mitgebracht hätte.

„Ach wie gut, daß du mich daran erinnerst,“ antwortete er ihr. „Zu essen habt ihr ihm wohl gegeben? Dann laß ihn heraufkommen, daß ich ihm einen Zehrpfennig gebe und ihn gehen lasse; ich habe ohnehin nur wenig Platz im Hause.“ Denn obwohl er ein reicher Mann war, hielt er nicht viel auf unnütze Leute und war klüger als mancher andere Kaufmann, der mit vielen unnützen Leuten Staat macht und das Seine verzehrt.

Clauditta gab aber ihrem Vater gute Worte, er sollte mich doch einige Zeit bei sich behalten, bis ich ihr Unterricht im Flötenspiel gegeben hätte.

Ich wäre gewiß nicht verwöhnt und könnte auf dem Boden schlafen; auch könnte ich unterdessen mich im Hause nützlich machen, bis ich anderweitige Beschäftigung fände.

Herr Hugon (so hieß der Kaufmann) konnte seiner Tochter keine Bitte abschlagen und war daher mit ihrem Vorschlag einverstanden. So wurde ich denn in sein Haus aufgenommen und hatte mich über nichts zu beklagen, außer über die vielen Ratten, die sich auf dem Boden befanden. Wenn ich zu Bett ging, liefen immer zwölf bis fünfzehn über meine Füße hinweg; nachts sprangen sie über mein Gesicht und hielten auf meiner Bettdecke richtige Versammlungen ab. Einmal hatten sie mir sogar die eine große Zehe schon angefressen. Um diesem Übel abzuhelfen, bat ich mir von unserem Nachbarn, einem Fleischer, einen jungen Hund aus, den ich mitnahm, auf dem Boden einsperrte und auf den Rattenfang abrichtete. Er stellte sich so gelehrig an, daß ich täglich zehn bis zwölf Ratten totgebissen vorfand, bis zuletzt von keiner einzigen mehr etwas zu sehen oder zu hören war. Mittags und abends steckte ich bei Tisch Brot und Wurst ein, womit ich meinen Hund ernährte, von dessen Anwesenheit mein Herr nichts wußte.

Meinem Prinzipal gehörten zwei Kauffahrteischiffe; als er eins von ihnen nach Persien absenden wollte, mußten nach seinem stets beobachteten Gebrauch seine sämtlichen Hausgenossen, vom kleinsten bis zum größten, etwas dem Schiff übergeben, womit Handel getrieben werden sollte,

und damit sie Anlaß hätten, für des Schiffes Wohlfahrt zu beten. Als ich gefragt wurde, was ich mitgeben wollte, mußte ich gestehen, daß ich keinen Pfennig Geld hätte; Jungfer Clauditta wollte einige Gulden für mich mitgeben, ihr Vater aber meinte, es müßte mein Eigentum sein. Er fragte mich, ob ich denn gar nichts besäße, was Geldes wert wäre; ich wußte außer meinem kleinen Hunde nichts. Da ich erzählte, das Tier hätte das Haus und den Boden von den Ratten gereinigt, mußte ich ihn schnell herbeibringen. Da der Hund auf Ratten und Mäuse abgerichtet war, paßte er dem Schiffer recht gut, und er nahm ihn für den Wert eines Talers mit. Dann segelte das Schiff in Gottes Namen ab.

Sechstes Kapitel.

Bernhard findet bei Herrn Hugon gute Zeit. Das Schiff muß einen großen Sturm ausstehen, wird zu seinem großen Vorteil an unbekannte Inseln getrieben und kommt mit reicher Ladung, namentlich für Bernhard, nach Hause. Bernhard will Clauditta heiraten, ist aber an dem Hochzeitstag unglücklich und bekommt sie nicht.

Die losen Händel, die mir gewissermaßen angeboren waren, konnte ich trotz aller Mühen nicht

lassen, und Herr Hugon wollte mich deswegen mehrere Male aus seinem Hause werfen. Clauditta war aber stets mein Engel und besänftigte ihren Vater, daß er mir immer wieder verzieh und mich bei sich behielt.

Nach etlichen Monaten ging uns die Nachricht zu, unser Schiff wäre in einen heftigen Sturm geraten und vermutlich untergegangen, worüber eine große Betrübnis in unserem Hause entstand. Herr Hugon, der mir bisher Kost und Kleidung bei sich gewährt hatte, ließ mich nun einen Beruf ergreifen und die Schiffahrt erlernen, wahrscheinlich weil er mich auf ein anderes Schiff geben wollte, wenn das erste tatsächlich verlorengegangen wäre. So begab ich mich denn fleißig an den Hafen und beobachtete genau, was zu meinem künftigen Beruf zu lernen notwendig wäre. Im übrigen kann ich mit Recht behaupten, daß dies die beste Zeit gewesen ist, die ich auf der Welt gehabt habe.

Morgens und abends hielt der Kaufmann seine Betstunden ab, zu denen das ganze Haus sich einfinden mußte, wobei ich öfter Violine und Clauditta Klavier spielen mußte. Sonntags ruhte jede Arbeit, und ich vertrieb mir die Zeit in seiner Bibliothek mit geistlichen Büchern und Reisebeschreibungen; er versäumte keine Messe und keinen Gottesdienst. In solcher Frömmigkeit war Clauditta erzogen, die neben ihrer Schönheit eine große Gottesfurcht besaß. Dieses Mädchen, das fünf Jahre jünger war als ich, hatte mir während meines Aufenthaltes in ihres Vaters Haus manche

gute Ermahnung gegeben, wodurch sie sich nicht nur bei mir, sondern in dem ganzen Hause besondere Hochachtung erwarb.

Zwei Jahre waren beinahe verflossen, als wider alles Vermuten in der Stadt bekannt wurde, Herrn Hugons Schiff wäre mit reicher Ladung im Hafen eingelaufen. Die Freude darüber in seinem Hause läßt sich nicht beschreiben. Herr Hugon fragte aber mehr nach der Leute Leben als nach dem, was sein Schiff mitbrachte. Deswegen wurde sogleich der Schiffer geholt; er erzählte, bis auf wenige Matrosen, die unterwegs gestorben wären, hätte er alle seine Leute wieder mitgebracht; darauf erstattete er folgenden Bericht:

„Nachdem wir unter göttlichem Geleit von hier bei hellem Sonnenschein abgefahren waren, segelten wir vier Wochen lang mit günstigem Winde fort. Als wir jedoch auf die Höhe des Kaspischen Meeres kamen, erhob sich ein entsetzlicher Sturm. Der Himmel wurde stockfinster, die Blitze zuckten, die Wellen gingen haushoch, so daß wir unseren Tod vor Augen sahen. Wir kappten die Anker, erleichterten das Schiff und überließen es seinem Schicksal. Drei Tage und drei Nächte hielt das Unwetter an; am vierten Tage begann es endlich ein wenig stiller und lichter zu werden, doch wußte keiner zu sagen, wo wir uns befanden. In der Ferne sahen wir schwarze Massen, konnten aber nicht unterscheiden, ob es Land oder Wolken waren, auch wehte uns der Wind entgegen.

Nach einem Monat erblickten wir festes Land

oder wenigstens Inseln, die wir nicht kannten; wir wußten nur, daß wir im Persischen Meer waren. So beschlossen wir denn, auf das Land zuzufahren, konnten aber wegen der hohen Felsen keinen Anlegeplatz finden und mußten etwa hundertundzwanzig Meilen um die eine Insel herumfahren. Hier fanden wir eine bequeme Landungsstelle und sandten sechs von unseren Leuten auf Erkundung aus; drei Meilen weit mußten sie vorwärtsgehen und stießen schließlich auf Menschen, die sehr scheu waren und sofort in ihre Hütten liefen. Nach langen Bemühungen erfuhren wir, daß dieses Land ein von den persischen Königen abstammender Regent, namens Hasan, regierte. Wir ließen uns in seiner Residenz bei ihm melden und wurden darauf an seinen Hof geleitet. Zunächst schenkten wir ihm einige Spiegel, eine Wanduhr und zinnernes Geschirr, das er gern annahm, worauf er uns freundlich willkommen hieß und unser Schicksal bedauerte; sodann schickte er eine besondere Gesandtschaft mit uns zu dem Schiff, um unsere Waren in Augenschein nehmen zu lassen.

Als die Leute ans Schiff kamen, wunderten sie sich über seine Schönheit; noch mehr aber gefielen ihnen unsere Waren, die in Messern, Spiegeln, gemalten Gläsern und buntem Zeug bestanden. Wir schenkten ihnen davon und baten um Erlaubnis, die Waren ans Land zu bringen und zu verkaufen, was sie gern gestatteten. Sodann reisten wir nochmals zum König. Sobald er von unseren Waren gehört hatte, lud er uns zu sich ein.

Auf der Reise zum König hatten wir große Beschwerlichkeiten durch die Hamster, die wir oft zu zwanzig und dreißig Stück sahen und deren sich die Einwohner nur mit Feuer erwehren können. Ich gab aus meiner Vogelflinte etlichemal Feuer unter sie, so daß sechs bis sieben auf dem Platze tot blieben. Als wir vor den König kamen, mußten wir bei ihm zu Gaste bleiben. Hier kamen die Hamster aus den Mauern in des Königs Zimmer, sprangen auf dem Boden herum und benagten die königlichen Speisen. Wir saßen mit kreuzweis zusammengeschlagenen Beinen auf dem Boden, weil es in jenem Lande weder Tische noch Stühle gibt. Meine Reisegefährten erzählten dem König, wie ich unterwegs viele von den Hamstern totgeschossen hätte, was ihm sehr gefiel; da wir uns in dem Zimmer nicht zu schießen getrauten, sagten wir, wir hätten auf dem Schiff einen Hund, der kein Ungeziefer litte und sicher dafür sorgen würde, daß sehr bald in diesem Palast sich kein einziger Hamster mehr blicken ließe. Der König, der niemals von einem Hunde etwas gehört hatte, bat uns inständigst, ihm dieses Wundertier nebst unseren schönsten Waren von dem Schiffe zu zeigen, verhieß uns große Geschenke und gestattete gern, daß wir unsere Waren ausluden und einzutauschen suchten.

Wir brachten also dem König die Sachen und Bernhards Hund. Es ist nicht zu beschreiben, was der König für Freude darüber bezeigte, so daß er uns die ganzen Waren gegen Perlen, Seide, Löwen- und Tigerfelle, Gold, Silber und die

feinsten Rubine eintauschte. Am besten gefiel ihm der Hund. Sobald angerichtet und das Essen aufgetragen war, kamen die Hamster nach ihrer Gewohnheit zum Vorschein und wollten mitessen. Da konnte man sehen, wie der Hund dazwischenfuhr und den Tieren den Hals durchbiß, so daß in ganz kurzer Zeit keins mehr im Zimmer war. Die Königin hatte eine ganz besondere Freude darüber, herzte und küßte den Hund. Ich tat so, als ob mir sehr viel daran gelegen wäre, den Hund wieder auf mein Schiff zu bekommen, worauf mir der König einen großen Korb voll der schönsten und größten Perlen anbot, wenn ich ihm das Tier dalassen würde. Mit Rücksicht auf die wertvollen Perlen glaubte ich das tun zu können, und die Königin verehrte mir als Zeichen ihrer Dankbarkeit eine Diamantagraffe. Der Leibarzt mußte sich nach des Hundes Natur und Eigenschaft, sein Alter und wie lange ein solches Tier zu leben pflegte, erkundigen; wir erzählten ihm, daß die Hunde bei uns nicht älter wie zwölf bis fünfzehn Jahre würden.

Nun sollten wir auch noch Ratschläge geben, auf welche Art man für eine Fortpflanzung sorgen könnte, damit das Hundegeschlecht auf der Insel nicht ausstürbe. Da fiel mir ein, daß die Maultiere von einem Esel und einer Mutterstute erzeugt würden; deswegen erkundigte ich mich, was für Tiere auf der Insel vorhanden wären. Als man mir sagte, daß es Tiger, Löwen und Affen gäbe, ordnete ich an, daß man ein weibliches Junges

von jedem dieser Tiere in den königlichen Palast brächte. Wir nahmen sie in Empfang, brachen den Tigern und Löwen die Zähne aus und schnitten ihnen die Krallen ab. Die kleine Löwin und Äffin freundeten sich schnell mit dem Hund an, nur die Tigerin benahm sich feindselig und wurde deshalb aus der Gesellschaft ausgestoßen. Weil uns der König nicht eher weglassen wollte, als bis er gesehen hätte, wie die Jungen aus dieser Kreuzung ausfallen würden, kam uns der Hund außerordentlich zustatten. Der König bezahlte nämlich ein ganzes halbes Jahr lang alle unsere Bedürfnisse; dazu kam, daß eine Weiterfahrt nicht tunlich war, weil der Tag dort höchstens sechs Stunden hatte und die ganze Zeit über widrige Winde wehten. Ehe noch das halbe Jahr um war, warf die Löwin und die Äffin Junge, die erstere lauter Löwenhündchen, die Äffin lauter ganz nackte. Da die Löwin sechs und die Äffin neun Junge hatte, so habe ich von jeder Art eins mitgebracht.

Als wir endlich günstigen Wind bekamen und Abschied nahmen, umarmte mich der König wegen der großen Dienste, die ich ihm und allen Untertanen mit dem Hunde geleistet hätte, und sagte, selbst wenn ich die Hälfte seiner Schatzkammer für das Tier verlangt hätte, würde er sie mir gegeben haben. Darauf gab er uns noch einige Pakete Juwelen und einen großen Vorrat von Gewürzen, wie Saffran, Zimt, Muskatnüsse, und ließ unser Schiff für ein halbes Jahr mit Proviant versehen.

So fuhren wir unter Gottes Geleit wieder ab,

mußten uns nur vor den Klippen und Sandbänken in acht nehmen, bis wir nach Bahrein gelangten. Hier trafen wir an dreitausend Barken mit arabischen Fischern. Diese Barken fahren fünfzehn bis zwanzig Meilen weit, und wenn sie an einen Ort kommen, wo sie meinen, einen guten Fang zu tun, werfen sie dort Anker. Darauf machen sich zwei Taucher fertig, die Perlmutter vom Meeresboden auffsammeln. Zu dem Zweck kleiden sie sich aus, setzen ein eigenartig wie eine Zange gespaltenes Stück Horn auf die Nase und gehen so in die Tiefe. Das Horn drückt die Nasenlöcher derartig zusammen, daß sie keinen Atem durch die Nase holen können und auch kein Wasser eindringt. Außerdem versieht sich jeder Taucher noch mit einem ziemlich großen Stein, den er an einen langen Strick bindet, und mit einem Korb oder Sack, woran ein anderer Strick gebunden wird. Den Korb nimmt er in die Hand, und auf den Stein tritt er mit den Füßen; dann läßt er die obersten Enden von beiden Stricken an der Barke festmachen und taucht ins Meer, wobei ihn die Schwere des Steins in die Tiefe zieht. Sobald er unten ankommt, macht er den Stein los, gibt an dem Seil ein Zeichen, und der Stein wird wieder nach oben gezogen. Nun sammelt er, so schnell er kann, alle Perlenaustern, die er sieht, schnell zusammen, legt sie in den mitgenommenen Korb oder Sack, und wenn dieser voll ist, begibt er sich wieder nach oben. Die in der Barke ziehen den Sack oder Korb herauf, während der Taucher sich

oben ausruht, Atem schöpft und eine Pfeife Tabak raucht. Sodann fährt er wieder auf die gleiche Art herunter, und treibt es so drei Stunden lang, von acht bis elf Uhr vormittags, ißt dann mit seinen Genossen und geht gegen Mittag wieder in die Tiefe, bis er gegen drei Uhr mit der Arbeit aufhört, um welche Zeit das Wasser zu kalt wird. Wenn sie in der Barke eine genügende Menge solcher Perlmuttermuscheln zusammen haben, fahren sie zur Abladung auf eine Sandbank und werfen sie hier auf einen Haufen. Ist der Fang zu Ende, setzen sie sich um den Haufen und öffnen die Muscheln mit einem dazu gearbeiteten Messer.

Was den Ursprung dieser Perlen und ihr Wachstum anlangt, so erzählt man folgendes: Wenn es im April viel regnet, soll sich eine gewisse Art von Austern finden, die sich nach oben auf das Regenwasser begeben, sich hier öffnen, einige Regentropfen auffangen, in den inwendigen Teil laufen lassen, sich dann wieder schließen und auf den Grund zurückbegeben; aus diesen Tropfen entstehen dann die Perlen."

Während der Schiffer diesen Bericht erstattete, wurden die wertvollen Gegenstände und Waren aus dem Schiff herbeigebracht, wofür Herr Hugon Gott von Herzen dankte. Als nun ein großes Gefäß mit Perlen, etliche Pakete Juwelen und andere Kostbarkeiten zum Vorschein kamen, fragte Herr Hugon, wem das gehörte. Der Schiffer antwortete leise, das wären die Sachen, die der König ihm für Bernhards Hund gegeben hätte. Auch das

Löwenhündchen und das andere Tier wurden hingebracht.

„So," sagte Herr Hugon, „diese Sachen alle gehören Bernhard. Nicht ein Stück davon will ich ihm wegnehmen."

Sogleich befahl er einem Diener, mich mit dem Namen: „Herr Bernhard" zu rufen. Es war ungefähr eine halbe Stunde vor dem Mittagessen, und ich befand mich mit einem Paar alter Pantoffeln und einer schmutzigen Schürze in der Küche. Die meisten Leute im Hause nannten mich du. Als nun der Diener kam und rief: „Herr Bernhard! Er soll alsbald die Gewogenheit haben, zu dem Herrn auf seine Stube zu kommen," hielt ich es für Spott und sagte, ich würde des Herrn Stube gut zurichten, wenn ich so aus der Küche herauskäme. Nun kam ein Diener nach dem anderen angelaufen, der rief: „Herr Bernhard! Herr Bernhard! Er soll sofort kommen!" Schließlich ging ich tatsächlich hinauf. Sobald ich in die Stube gekommen war und meine Verbeugung gemacht hatte, faßte mich Herr Hugon bei der Hand, ließ einen Stuhl bringen und mich Platz nehmen. Herr Hugon, seine Tochter, der Schiffer, der Steuermann und alle anderen Anwesenden machten mir viele Komplimente und nannten mich: Herr Bernhard. Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte, und bat, man möchte mich nicht verspotten, zumal ich doch niemandem von ihnen etwas zuleide getan hätte.

Nun wandte sich Herr Hugon mit ernsthaftem Gesicht an mich und sagte: „Herr Bernhard! Wir

treiben durchaus keinen Spott mit Euch. Ihr seid jetzt ein reicherer Mann als ich.“ Damit wies er auf die kostbaren Sachen und gefüllten Pakete. Da ich merkte, daß seine Worte wahr waren, kann man sich denken, wie mir die Küchengedanken vergingen und ich in Jungfer Claudittas Staatszimmer mehr Vergnügen zu erhalten hoffte. Ich bedankte mich bei Herrn Hugon und sagte, ich stellte ihm alles zur Verfügung.

„Gott soll mich bewahren!“ versetzte er. „Nicht ein Stückchen davon nehme ich. Gott hat mir selbst genug gegeben.“

Sogleich wurde mir das Gastzimmer in Herrn Hugons Hause angewiesen und meine Sachen, die Herr Hugon auf mindestens sechzigtausend Dukaten Wert schätzte, wurden hineingebracht. Schneider und Schuster liefen sich fast die Füße ab, mich nach meinem Vermögen einzukleiden. Ich wandte mich an Jungfer Clauditta und sagte, wenn sie Lust hätte, mich zu heiraten, wollte ich ewig ihr Diener sein. Dabei schenkte ich ihr das nackte indianische Hündchen und zwei der schönsten Perlenschnüre. Dieses Mädchen war viel zu tugendhaft, als daß sie sich sonderlich darüber freute; das Hündchen schien ihr lieber zu sein als die Perlen, die sie für zu kostbar hielt, um sie zu tragen. Sie war also viel klüger als die meisten Töchter von Kaufleuten, die meinen, sie müßten es allen Doktorinnen, Rätinnen und Adligen in der Tracht zuvortun, wenn es nur ihres Vaters Beutel aushalten kann.

Bezüglich meiner Liebeserklärung sagte sie,

sie wolle nur den lieben und nur dem ihr Herz schenken, den ihr Vater ihr auswählen würde. Dieser aber, der auf meinen Reichtum sah und seine Tochter wohlversorgt glaubte, gab mir sogleich sein Jawort, wenn ich seine Clauditta nehmen wollte. Als ich nun um ihre Hand bat, sagte sie, ihr Wunsch wäre jederzeit dahingegangen, Gott möchte sie mit einem frommen Gatten versehen, denn sie könnte unmöglich einen Mann lieben, der sich vorher in anderen Mistlaken herumgesiehlt hätte; wenn ich ihr also auf Ehre und Gewissen versichern könnte, daß ich niemals mit einer anderen Weibsperson in Unehren zu tun gehabt hätte, mich auch durch den vergänglichen Reichtum nicht auf hochmütige Gedanken bringen lassen wollte, so wollte sie gern die Meine werden. Man kann sich denken, daß ich über den ersten Punkt ziemlich rot wurde, denn Ursel und die alte Ausgeberin erschienen mir sogleich. Dennoch schwor ich hoch und teuer, ich wüßte von keiner Unzucht, und wollte sie stets als meinen Schutzengel halten. Sie glaubte meinen Beteuerungen, und meine Glückseligkeit befand sich auf dem höchsten Gipfel. Außer meinem Vermögen hatte ich nun einen ehrlichen und reichen Schwiegervater, der mit den ansehnlichsten und vornehmsten Leuten verwandt war. Von seinem großen Vermögen wurde ich einstmals der Erbe; das ganze Haus stand mir zu Gebote. Meine allerschönste Clauditta gab mir alle Küsse doppelt und dreifach wieder, ich genoß ihre Liebenswürdigkeit und wartete nur auf den Tag unserer

Vermählung. Dazu wurden die kostbarsten Anstalten gemacht; Konfitüren wurden für über zweihundert Dukaten bestellt; die kostbarsten Weine wurden aus der Ferne herbeigeschafft; in der ganzen Stadt gab es keinen Stoff, der mir für Claudittas Brautkleid gut genug war, wiewohl die Elle bis auf sechs Taler zu stehen kam. An alledem aber hatte Claudittas kein Gefallen, und sie wählte einen ganz einfachen Damast, die Elle zu zwei Gulden; ich mußte ihr ihren Willen lassen.

Ich selbst kleidete mich in himmelblauen Sammt; Weste, Unterfutter und Hosen war mit Gold eingefaßt; meine Perücke bestand, trotzdem ich von Natur schwarze Haare habe, aus den schönsten blonden Haaren.

Die vornehmsten Leute aus der Stadt kamen bereits angefahren; ich empfing sie an der Tür. Um mich vor den Leuten recht sehen zu lassen, war ich bald an der Vordertür, bald an der Hintertür des Hauses, das dicht am Strande lag. Es war nur noch eine Stunde bis zur Trauung und ich etwa sechs Schritt von der Hintertür des Hauses entfernt, als plötzlich vier Schiffsknechte auf mich zugelaufen kamen. Zwei packten mich unter die Arme, einer ging vor mir her und drohte mir mit einem langen Messer, es mir in die Kehle stoßen zu wollen, wenn ich nur den geringsten Laut von mir gäbe. Der vierte stieß mich so unbarmherzig in den Rücken, daß ich wider meinen Willen mitgehen mußte. Nachdem sie mich dreißig Schritte fortgeschleppt hatten, warfen sie mich in eine

Schaluppe, banden mir Hände und Füße, deckten ein Tuch über mich und ruderten davon, so schnell sie nur konnten.

O, wie knirschte ich mit den Zähnen! Was für Gedanken stiegen in mir auf! Jetzt, wo ich in größten Ehren sitzen, die delikatesten Speisen zu mir nehmen, ja, in den Armen meiner allerschönsten Clauditta der unvergleichlichsten Annehmlichkeiten teilhaftig werden sollte, lag ich gebunden da und hatte nichts zu brocken und zu beißen! Die kostbaren Kleider, in denen ich noch hundertundfünfzig Louisdor stecken hatte, waren mir weggenommen und mir ein alter zerlumpter Schifferknechtanzug angezogen worden.

Siebentes Kapitel.

Bernhard wird durch einen großen Wald auf ein altes Schloß gebracht, muß die alte Ausgeberin heiraten, bekommt von ihr die Venuskrankheit, wird geheilt, entflieht, gerät in neue Lebensgefahr, der er glücklich entgeht, kommt zu Herrn Brumbar; die Ausgeberin kriegt ihren Lohn. Bernhard reist nach seines Großvaters Sterbeort, seine Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen.

Am nächsten Tage kamen zwei von den Schelmen, zu sehen, was ich machte und ob ich noch

lebte. „Wie schmeckt die Hochzeitsreise?“ fragte der eine. „Es scheint, du hast deinen Rausch noch nicht ausgeschlafen.“ — „Wie schläft es sich denn bei der niedlichen Jungfer Clauditta?“ sagte der andere. — „Dies Kleid steht dir viel besser als das gestrige, das du nicht verdienst,“ fing der erste wieder an. — „Warte nur,“ sagte der zweite, „wir wollen dir ein schöneres Wesen als Jungfer Clauditta in die Arme legen!“

Wegen ihres Spottes wünschte ich die beiden Kerle zu allen Teufeln. Ich überlegte einige Tage, wer mir diesen Streich gespielt haben könnte; doch kam ich zu keinem Ergebnis. Am dritten Tage endlich landeten die Banditen und führten mich durch einen großen Wald zu einem alten Schlosse mitten in demselben. Wie erstaunte ich, als ich in den Hof gebracht wurde und mir die alte Ausgeberin entgegenkam!

„Bring sich die Coujon, die Poltron!“ rief sie. „Die sich als Schelm und Hundsfott von mich lauf weg, hab mich bracht um mein Ehr und honneteté und alles miteinander! Hab ich nicht l'argent, hab ich nicht nacket Bärenhäuter geben Hembt, Manchett und mein coeur ganz?“

Ich schwieg zu allem still und wurde schließlich zu einem alten Mann gebracht, der sich als Vetter der Ausgeberin vorstellte. „Wie hast du dich unterstehen dürfen,“ fuhr er mich an, „meiner Cousine die Ehe zu versprechen, sie um viel Geld zu bringen, sie in Schanden sitzen zu lassen und dann zu entlaufen?“

Ich erwiderte, ich hätte ihr niemals die Ehe versprochen; zur Unzucht hätte sie mich verführt, und das geliehene Geld wollte ich ihr zehnfach wiedergeben.

„Ja, ja," versetzte er, „wir wissen schon, was du für ein Vogel bist! Was du heute zusagst, streitest du morgen ab. Entschließ dich schnell und bring meine Cousine durch die Ehe wieder zu Ehren, oder ich lasse dich auf der Stelle in ein Gefängnis unter der Erde werfen und Zeit deines Lebens mit Wasser und Brot beköstigen."

Was sollte ich in meiner Not tun? Wenn ich frei wäre, dachte ich, würde ich die alte Ausgeberin bald wieder loswerden; besser als im Gefängnis zu verderben, wäre es immerhin, sie zu heiraten. Dazu also mußte ich mich entschließen, was ich ohne Zwang niemals getan hätte. So wurde mir denn statt der schönen Clauditta die alte Ausgeberin an die Seite gelegt. Sie tat so verliebt wie eine betrunkene Ratte, und gegen meinen Willen sollte und mußte ich sie lieben; was ich mir aber dabei im Innern dachte, kann sich jeder allein ausmalen. Wir waren ganz oben im Schloß einquartiert und mußten stets durch zwei Kammern hindurch, in denen die Mädchen schliefen und die, wenn sie nicht darinnen waren, der Vetter meiner Herzallerliebsten zuschloß, so daß ich nicht wußte, wie ich meine geplante Flucht würde anstellen können.

Schließlich wurde ich zu meiner alten Ausgeberin liebenswürdiger als bisher und bediente sie, so oft es mir nur möglich war; sie war darüber

so entzückt wie eine Sau, die sich im Mist wühlt. An Essen und Trinken war in dem Schloß kein Mangel, und gleichwohl sah man niemanden im Schloß aus- und eingehen. Ich durfte im Hofe Holz spalten; leider war der Hof mit einer hohen Mauer und Wassergräben umgeben und die Eingangstür wurde von einem Torhüter bewacht, der sein ganzes Zimmer mit Säbeln und Gewehren behängt hatte.

Nachdem ich meine alte Ausgeberin einige Monate zu hitzig geliebt hatte, bekam ich eine garstige Krankheit, die sich sehr schmerzhaft und durch starke Schwellungen äußerte. Ich klagte ihr deswegen mein Leid, worauf sie erklärte: „Wart sich, mein lieber Crüse! Will sich bald helfen lassen. Bist so wahrlich ein prav Kerl." Am anderen Tage kam ein Doktor, der nach gründlicher Untersuchung sagte, die Sache wäre sehr ernst, ich hätte zu lange gewartet. Darauf machte er mir einen Umschlag und besuchte mich alle drei Tage. Dabei blieb er dann die Nacht im Schloß und schlief in meiner Kammer auf einem anderen Bett, weil er es weit nach Hause hatte; am nächsten Morgen brach er dann früh auf. Nach vier Wochen befand ich mich wieder ziemlich wohl, so daß ich mir schon fortzukommen getraute, wenn ich nur meine Freiheit gehabt hätte.

So oft der Doktor bei mir schlief, verschloß der Vetter meiner Ausgeberin und Frau die Kammer nicht, damit er bei seinem Weggange nicht gestört würde. Einstmals schlief er nun außer-

ordentlich lange, und die Mägde waren schon aufgestanden. Die Gelegenheit schien mir günstig, mein Heil in der Flucht zu suchen; ich überfiel also den Doktor im Schlaf, band ihm Hände und Füße, stopfte ihm den Mund zu, zog seine Kleider an und gelangte ans Tor. Der Torwächter machte in dem Glauben, ich wäre der Doktor, das Tor auf. Wie hüpfte mein Herz vor Freude! Nachdem ich ein Stück von dem Schloß entfernt war, gab ich Fersengeld, als wenn hundert Teufel hinter mir her wären. Drei Stunden lief ich hintereinander, so daß ich wohl ebenso viel Meilen zurückgelegt haben mochte, als ich einen Mann vor mir her gehen sah. Da er sehr langsam vorwärts schritt, holte ich ihn bald ein und fragte ihn, wie ich am schnellsten aus dem Wald, in dem wir uns befanden, herauskäme. Er antwortete, er hätte sich verirrt und wüßte auch nicht, wo er hinginge; es wäre ihm sehr lieb, in mir einen Begleiter zu haben, denn es wäre in diesem Walde wegen der Räuber sehr unsicher.

Ich glaubte an seine Ehrlichkeit, ging aber, weil ich noch immer Verfolger vom Schloß her fürchtete, vorweg, während er dicht hinter mir blieb. Als wir über einen schmalen Steg zu gehen hatten, packte er mich plötzlich von hinten, zog ein scharfgeschliffenes Beil hervor und drohte, mich totschlagen zu wollen. Mit bewegten Worten bat ich ihn, mein junges Leben zu schonen, ich wollte ihm alles geben, was ich bei mir hätte. Dabei wußte ich nicht einmal, wieviel der Doktor in seinem Beutel hatte, der in den Kleidern steckte. Er be-

fahl mir, alle Taschen auszuleeren. Ich suchte alles nach und fand zwei Dukaten und einige Kupfermünzen. Nun versprach er mir mein Leben zu lassen, wenn ich einen feierlichen Eid leistete, daß ich niemandem etwas von diesem Abenteuer sagen und ihn nicht verraten wollte, wenn ich zufällig wieder mit ihm zusammenkäme; außerdem aber sollte ich mir die linke Hand von ihm abhauen lassen.

So unbarmherzig auch sein Verlangen war, mußte ich doch zu meiner großen Betrübnis darauf eingehen und meine Hand auf einen Baumstumpf legen. Nun holte er mit beiden Händen aus; als er aber zuschlug, zog ich schnell meine Hand zurück, so daß das Beil tief in das Holz hineinfuhr. Er konnte es nicht so schnell wieder herausholen, und ich fand Zeit, ihm mit meinem Wanderstab über das Gesicht zu schlagen. Während er das hervorströmende Blut abwischte, griff ich nach dem Beil, holte es mit großer Anstrengung schnell heraus und schlug ihn damit, als er auf mich zukam, vor den Leib, daß ihm die Kaldaunen vor die Füße fielen. Er krümmte sich vor Schmerzen und bat mich himmelhoch, ihm den Kopf abzuschlagen und ihm so das Leben zu nehmen. Als ich mich dessen weigerte, bat er mich, eine Pfeife aus seinem Rock zu ziehen und darauf zu pfeifen. Nun traute ich ihm erst recht nicht und gab ihm einen kräftigen Schlag über die Hand; dann nahm ich die Beine in die Hand und lief, so schnell ich nur konnte, davon.

Nach einer guten halben Stunde kam ich aus dem Wald heraus und sah dicht vor mir ein schönes Schloß liegen. Der Weg kam mir bekannt vor, doch konnte ich mich nicht entsinnen, das Schloß schon einmal gesehen zu haben. Durch Fragen erfuhr ich, daß es Herrn Brumbar gehörte, der es während meiner Abwesenheit ausgebaut hatte. Wegen der verfluchten Ausgeberin traute ich mich nicht hinein, hörte aber im Dorf, daß sie mit den Spitzbuben gemeinsame Sache gemacht, Herrn Brumbar vor ihrem Abschied gehörig bestohlen und dann das Weite gesucht hätte. Nun erzählte ich dem Dorfschulzen, was mir begegnet wäre, worauf er dies Herrn Brumbar, seinem Gerichtsherrn, meldete. Dieser ließ mich kommen und freute sich, mich wiederzusehen. Als er mich fragte, warum ich so heimlich seinerzeit ausgerückt wäre und ich ihm erzählte, daß ich die Ausgeberin hätte heiraten sollen und tatsächlich hernach auch geheiratet hätte, konnte er sich gar nicht genug wundern; doch hatte er Mitleid mit meinem Unglücksstern und ließ das ganze Dorf zusammenkommen, den Wald zu besetzen. Den Kerl, der mir hatte die linke Hand abhauen wollen, fanden sie tot auf, und als sie die Pfeife herausnahmen und einen Pfiff taten, kamen sofort sechs Spitzbuben angelaufen, von denen die Bauern drei festnahmen, während die anderen entkamen. Bald darauf wurde das ganze Räubernest ausgenommen.

Herr Brumbar bat mich, bei ihm zu bleiben, und da er versprach, mich mit aller Nahrung und

Notdurft zu versorgen, ließ ich mich dazu bereden. Er beschäftigte mich, Einladungsbriefe für Weihnachten zu schreiben, unter anderen auch an jenen akademischen Freund von Herrn Brumbar, der auf seiner Hochzeit jene unglaubliche Rede von dem Schafbock und der Gans gehalten hatte. Dieser sandte wörtlich folgende Antwort:

Bondies! Bondies! dreimal Bondies!
Ich esse nicht gern Zugemüs'.
Mein kiebigter Herr Lobesan.
Hier kommt meine Antwort an
Auf Deinen Brief, darin Du mich
Hast invitiert ganz säuberlich;
Dafür ich sage großen Dank,
Der größer als zwölf Ellen lang.
Und wie die Sonn' ein schöner Stern,
Wär' ich zu Rumpelskirchen gern;
Doch hab' ich keinen Reis'-Gefährt.
Zur linken Seit trug ich mein Schwert,
Eine Gans und wohlgespickter Has',
Der schmecket mir ohn' Unterlaß.
Weil ich bald nach Treuluntz muß gehn,
So kann ich Dich vorjetzt nicht sehn.
Dort ist die ganze Brüderschaft
Mir mit dem Neuen Jahr verhafft,
Zu nehmen da mich in Empfang
Bei Pauken- und Trompetenklang.
Drum bleib ich heim und reise nicht,
Das sei Dir, Brumbar, zum Bericht.

Apostolorum pedes sind
Auch bei mir jetzo nicht geschwind;
Und fiel ich wieder in den Dreck,
Bekäm mein neues Kleid ein' Fleck.
Setzt ich mich gleich auf die Landkutsch',
So geht's doch da nur rutsch, rutsch, rutsch!
Es fröre mich auch an das Haupt,
Weil jetzt der Baum mit Schnee belaubt.
Auf Pfingsten, so ich lebe noch,
So will ich Dich besuchen doch;
Alsdann kannst du hübsch richten an,
Damit ich Dich recht loben kann.
Tur, Kater, Eulen, Fledermäus',
Bachkröten, Frösch und solch Geschmeiß,
Die eß ich nicht, das sag' ich Dir;
Sonst bleib ich Dir zum Trotze hier.
Auch trink ich keinen Gänsewein,
Schwarz Türkenblut, das muß es sein!
Das sag' ich Dir ohn Heuchelei,
Daß dreimal dreie neune sei.
Du sollst auch wissen noch dazu:
Ein schwarzer Rab' ist keine Kuh.
Weil Du nicht fromm gewesen bist,
Kriegst Du auch nichts zum Heil'gen Christ.
Nun lebe wohl! Zu guter Letzt,
Bis man Dich in das Grab 'neinsetzt.
Ich wünsch Dir gute Feiertag',
Daß sie hingehen ohne Plag'.
Gegrüßet seist Du tausendmal,
Fünf Pfennig kostet's Bier überall.

Grüß auch die lieben Christenleut',
Die mir wohlwollen allezeit;
Absonderlich die Jungfernschar,
Der ich gern möchte in die Haar;
Die junge Magd, das Rabenaas,
Grüß auch von mir, ich sag' Dir das.
Aus unserm Haus kommt auch ein Gruß;
Das schreibt Hans Christel Tag ins Muß.

Diese Antwort gefiel Herrn Brumbar außerordentlich. „Was meinst du dazu, Bernhard," sagte er; „du hast die Hochzeitsrede in Prosa gehört; nun lies auch diesen unvergleichlichen poetischen Heldenbrief! Du wirst dich aufs höchste verwundern, was dieser Mensch für einen ungeheuren Geist hat." Ich gab ihm natürlich recht.

Die Zeit wurde mir bei ihm nicht lang, zumal wir uns am Abend mit allen möglichen Reden unterhielten. Er wunderte sich über mein unglückliches Eheschicksal, gegen das sein eigenes ihm noch erträglich dünkte, weil er wußte, daß seine Braut durch den Tod in ein besseres Leben gekommen wäre und ihm als Erben ihr zeitliches Gut hinterlassen hätte, er mithin ein freier Witwer wäre, während meine Frau, ein Hure und Spitzbübin, sich ängstigen und quälen müßte. Dann erzählte er mir, diese böse Ausgeberin hätte ihm Sachen gestohlen, die wenigstens dreihundert Taler wert gewesen wären, gar nicht von dem zu reden, was sie schon vorher beiseite gebracht hätte. Übrigens hätte sich auch, sagte er gelegentlich, einer,

namens Flegelluffski, während meiner Abwesenheit bei ihm gemeldet, nach mir gefragt und mir mitteilen wollen, mein Großvater wäre zu Kisalle gestorben, ich sollte mir von dort die Erbschaft abholen. Die Ausgeberin hätte sich lange mit dem Burschen unterhalten.

Mit solchen und ähnlichen Reden vertrieben wir uns die Zeit, bis die Bauern eines Tages mit sieben Spitzbuben und der Ausgeberin anmarschiert kamen. Sie hatten sich scharf zur Wehr gesetzt, auch zwei Bauern erschossen und vier verwundet, sich aber schließlich doch der Überzahl gefangengeben müssen. Herr Brumbar ließ sie sofort nach Treuluntze abliefern. Unter der Folter bekannten sie viele Mordtaten, Räubereien und Diebstähle. Die Ausgeberin hatte auch einen Anschlag auf Schloß Rumpelskirchen vorgehabt und Herrn Brumbar bei Nacht überfallen und berauben wollen, zu welchem Zwecke sie sich Nachschlüssel hatte anfertigen lassen. Die beiden Mägde, die stets in der Nebenkammer geschlafen hatten, wurden als zwei Kerle entlarvt, und die Ausgeberin war sowohl ihre als auch meine Frau gewesen.

Nachdem man der Räuberbande den Prozeß gemacht hatte und ein Urteil ergangen war, wurden drei von den Banditen von unten auf gerädert, die anderen gehenkt, der Ausgeberin aber wurde der Kopf abgeschlagen, dieser auf einen Pfahl gesteckt und der Rumpf unter dem Galgen begraben. So wurde ich meine böse Frau los, die mir so viel Schaden getan hatte, daß ich noch lange daran zu

kauen hatte, nachdem sie schon die Raben gefressen hatten. An diesem Beispiel kann man wieder einmal sehen, was für Unheil ein boshaftes Weib anrichten kann. Die meisten von diesen Bösewichtern, darunter auch die Ausgeberin, bekehrten sich nicht, sondern fuhren in ihrer Verstockung zur Hölle.

Herr Brumbar gab mir ein schönes Stück Geld; ich legte meine Doktorkleidung ab und schaffte mir einige Hemden und ein neues Kleid an. Darauf trat ich zu Fuß meine Reise nach Kisalle an, in der Hoffnung, daselbst eine große Erbschaft von meinem Großvater vorzufinden.

Achtes Kapitel.

Bernhard bekommt seines Großvaters Hinterlassenschaft, gerät in neue Gefahr, aus der er sich glücklich befreit, will Bizebillchen heiraten, hat deswegen Unglück, schlägt einen Richter tot, entflieht in ein Kloster, wird Geistlicher, hat aber kein geistliches Fleisch, treibt wieder Mutwillen und muß endlich wieder davonlaufen.

Nach einigen Wochen traf ich in Kisalle ein, und nachdem ich mich wegen der Erbschaft meines Großvaters legitimiert hatte, wurde mir dieselbe von dem Ortsschulzen ausgehändigt. Das ganze

Erbteil bestand in dreitausend Gulden, nachdem das Haus, in dem mein Großvater gelebt hatte, zu Gelde gemacht war. Ich ging nun aufs eleganteste gekleidet, und mein einziges Vergnügen war Bizebillchen, da ich Clauditta nicht haben konnte. Die Freude dauerte jedoch nicht lange, denn als der alte Graf von Malade hörte, daß ich Stichiras Sohn wäre, ließ er mich sogleich festnehmen und wollte wissen, wo meine Mutter wäre, die er wegen des vermeintlichen Diebstahls an seiner toten Gemahlin noch immer in Verdacht hatte. Ich war hier fremd, von meiner Mutter wußte ich nichts, und außer Bizebillchen und ihren Eltern nahm sich niemand meiner an. Der Küster, der mich seinerzeit zu ihnen ins Haus gebracht hatte, war gestorben. Der Graf bedrohte mich mit den ärgsten Martern; doch vermochte ich von meiner Mutter nichts weiter zu sagen, als was ich ehemals von dem Küster gehört hatte. Und deswegen sollte ich gemartert und gefoltert werden!

Als das der Abt des Klosters hörte, eilte er zum Grafen und erzählte ihm unter vier Augen die ganze Geschichte, was er, um des Grafen hohe Familie nicht zu beschimpfen und das Kloster in Ehren zu halten, mit meiner Mutter gemacht und wie er sie auf die Teufelsinsel verschickt hätte. Der Graf war starr über die Untreue seiner Gemahlin und vertauschte den Haß gegen meine Mutter mit einem herzlichen Mitleid. Er ließ mich zu sich kommen und sagte, wenn ich meine Mutter vor ihn brächte, wollte er sie reichlich beschenken; da er mich

aus Übereilung festgenommen hätte, sollte ich sogleich auf freien Fuß gesetzt werden; als Schmerzensgeld gab er mir hundert Dukaten. Man kann sich denken, daß ich nicht wußte, ob ich wachte oder träumte, als ich das Kloster verließ.

Mein erster Gang war zu Bizebillchen. Ihre Freude, mich nach so langer Zeit wiederzusehen, war unbeschreiblich. Sie fiel mir um den Hals, herzte und küßte mich, steckte mir ihr Zünglein bis hinten in die Kehle und weinte die rührendsten Freudentränen. Hier traf wirklich das Sprichwort zu: Alte Liebe rostet nicht. Sie erzählte mir, ihre Eltern und sie hätten nicht anders geglaubt, als der Graf hätte mich heimlich hinrichten lassen. Mit fünfzig Dukaten, die ich ihr von des Grafen Geld schenkte, machte ich sie so offenherzig, daß sie mir ewige Treue schwur. Ihre Eltern hätten sie, sagte sie, mit dem Richter des Ortes versprochen, da sie nicht geglaubt hätten, mich in diesem Leben wiederzusehen; sie könnte ihn jedoch nicht lieben, weil es ein übler und ungerechter Mann wäre; wenn ich nicht wiedergekommen wäre, würde sie vor Gram noch vor der Hochzeit gestorben sein.

So war ich denn bei meinem Bizebillchen Hahn im Korbe, und so oft sich der Richter melden ließ, wurde er nicht vorgelassen; als er sich deswegen bei ihren Eltern beklagte, hielten sie ihn eine Zeitlang mit Vertröstungen hin, bis sie ihm endlich rund heraus erklärten, sie hätten mir ihre Tochter schon in jungen Jahren zur Ehe versprochen und ihm ihre Hand nur zugesagt, weil sie mich für tot

gehalten hätten. So gut mir ihre Rede gefiel, so sehr verdroß sie den Richter, der ohnehin wie die meisten gottlosen Advokaten und ungerechten Richter ohne jedes Gewissen war. Er ließ sich seine Wut jedoch nicht öffentlich merken, trug es mir aber heimlich nach.

Als ich eines Tages meiner Gewohnheit nach in dem bei Kisalle gelegenen Wäldchen spazieren ging, fielen mich vier Kerle an, die des Richters Häscher waren; sie nahmen mir meinen Degen weg, rissen mir den Rock vom Leibe und schlugen derartig auf mich los, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel, worauf sie sich in der Meinung, ich wäre tot, schleunigst auf und davon machten. Zufällig kamen gleich darauf einige Leute aus der Stadt, die mich auffanden, mich mitnahmen und in der Stadt die Kunde verbreiteten, man hätte mich in dem Walde halb totgeschlagen. Das war ein Donnerschlag für Bizebillchens Herz; sie sandte mir sofort einen Arzt, der mich in Behandlung nahm. Ich war am ganzen Leibe braun und blau geschlagen, so daß meine Haut wie eine Bratwurst aussah, das Gesicht war so geschwollen, daß ich nicht aus den Augen sehen konnte. Achtzehn Wochen lang konnte ich nicht ausgehen. Nachdem ich endlich wieder genesen war, verklagte ich die Häscher bei dem Richter; er machte mir allerhand Schwierigkeiten. Ihm selbst konnte ich nicht Schuld geben, da ich keinen Beweis hatte, und sein Schergengesindel nahm er unter seine Obhut; ja, er machte mir sogar weis, die Leute hätten sich losgeschworen, ich sollte ihnen

eine Ehrenerklärung geben und außerdem die Kosten bezahlen.

Nun sann ich auf Rache. Während meiner Krankheit hatte er Bizebillchen einige abendliche Besuche gemacht, und weil er sie nicht zur Frau bekommen konnte, hatte er ihr erklärt, er wollte ihr hundert Gulden geben, wenn sie sich vom ihm als Braut zustutzen lassen würde, damit es mir später nicht so sauer würde, wo ich doch viel Kräfte verloren hätte. Bizebillchen hatte mich aber viel zu lieb und war mir zu treu, als daß sie auf seine Verlockungen einging. Mein erster Gang nach meiner Genesung war zu ihr, und nachdem sie mir das Ansinnen des Richters erzählt hatte, suchte ich eine Gelegenheit, den Kerl in meine Falle zu bringen. Ich bat sie also, den Richter wissen zu lassen, sie wollte ihm zu Willen sein, wenn er ihr die hundert Gulden dafür schenken würde. Vorher ließ ich das Gerücht aussprengen, ich hätte ein gefährliches Wundfieber und man zweifelte daran, mich am Leben erhalten zu können, was der Richter natürlich auch erfuhr. Nun besorgte er keine Falschheit von Bizebillchen. Eines Abends sandte sie ihm durch eine alte Kupplerin ein Briefchen und bat ihn um seinen Besuch. Er war vor Freuden ganz außer sich und erwartete wie alle geilen Ehebrecher mit großem Verlangen die Nacht. Ich hatte mich mit zwei kräftigen Barbiergesellen hinter einem Vorhang versteckt und mit ihnen verabredet, den Richter zu kastrieren, wenn er an die Arbeit gehen würde. Zur festgesetzten Stunde kam er und ließ

sich von Bizebillchen in das Zimmer führen, in dem wir uns versteckt befanden. Die hundert Gulden legte er auf einen Tisch und sagte: „Hier, mein Herzchen, sind die versprochenen hundert Gulden und du bist mein Schatz! Und wenn ich vier Wochen lang mit dir der Liebe pflege, bist du für einen so nichtswürdigen und kraftlosen Kerl wie den Bernhard Creutz noch viel zu gut!" Damit erlaubte er sich einige handgreifliche Komplimente, und Bizebillchen mußte ihm mit Rücksicht auf die hundert Gulden etwas Freiheit gestatten, was sie sonst nicht getan haben würde. Als er sie aber aufs Sofa warf und sich zum Streit zurecht machte, tat Bizebillchen so, als ob es sie reute, und sagte, sie fürchtete für ihre jungfräuliche Ehre. Da hätte man hören sollen, wie dieser gottlose Richter ihr hoch und heilig schwor, es würde ihr und ihrer Ehre nicht im mindesten schaden! Ich hielt es für an der Zeit, dem Mädchen zu Hilfe zu kommen, trat hinter dem Vorhang vor und schlug den Kerl mit einem Knüppel, den ich mitgebracht hatte, einige Male in den Nacken, daß er wie tot umfiel. Ich dachte nicht, daß er tatsächlich tot war; als aber die beiden Barbiergesellen hinzukamen, erschraken sie nicht wenig, als sie den Richter tot daliegen sahen. Bizebillchen war vor Schreck blaß wie der Tod und halb ohnmächtig. Ich kümmerte mich wenig um den toten Halunken, denn mein Grundsatz war: es ist gleichgültig, ob man einen Menschen oder ein Tier in seinen Sünden hinrichtet. Ich nahm den Leichnam, trug ihn durch den Garten

in des Nachbars Haus, wo er sich zuweilen aufzuhalten pflegte, und setzte ihn aufs Klosett, als ob er seine Notdurft verrichten wollte. Als nun der Nachbar in eben dieser Absicht dorthin kam, fand er den Ort besetzt, wartete ein wenig, in der Meinung, derjenige, der darauf säße, würde wohl bald fertig sein; auch fragte er einige Male, ob er eine Schere bringen sollte. Da er aber keine Antwort bekam, ging er näher und zog ihn am Ärmel, worauf der tote Richter zu Boden fiel. Sogleich vermutete er, daß dies ein Streich von seinem Nachbar wäre, hob den Leichnam auf und lehnte ihn an die Gartentür von Bizebillchens Eltern.

Ich blieb noch einige Zeit bei dem Mädchen, einmal weil sie Angst vor dem toten Richter hatte, und dann, um ihr die Zeit zu vertreiben; auch wollte ich beim Heimgehen von niemand gesehen werden. Wie nun Bizebillchen zufällig zum Fenster hinaussah, erblickte sie den Richter und erschrak ganz entsetzlich. Ich aber ging, steckte ihn in einen Sack und wollte ihn in den Fluß, der durch die Stadt floß, werfen. Wie ich durch ein enges Gäßchen kam, hörte ich einige Leute sagen: „Wir wollen den Speck hier ablegen und den Wirt im Gasthof zur Weintraube fragen, ob er ihn kaufen will.“ Die Diebe (solche waren es offenbar) gingen weg, ich schleppte meinen toten Richter an die Stelle, wo sie den Sack hingelegt hatten, nahm denselben statt dessen und ging damit nach Hause.

Als die Diebe dem Wirt den Speck verkauft hatten, holten sie den Sack und wunderten sich, daß

er so schwer geworden war. Sie gingen damit in die Gaststube, und als sie den Sack ausschütteten, rollte der tote Richter heraus. „O, ihr Schelme!“ rief der Wirt, „habt Ihr den Richter totgeschlagen! Fort aus meinem Hause mit dem toten Körper, oder ich lasse Euch auf der Stelle festnehmen!“ Die Diebe konnten sich nicht erklären, wie der Richter in die Feuermauer des Bäckers gekommen war, aus der sie den Speck gestohlen hatten. Schleunigst nahmen sie den Leichnam und hingen ihn an einem Querholz in der Feuermauer auf, worauf sie davonliefen.

Frühmorgens sollte nun der Bäckerknecht mit Ware in die Stadt fahren, und als er nach seinem Frühstück fragte, befahl ihm sein Meister, Brot aus dem Schrank zu nehmen und sich dazu ein Stück Speck aus der Feuermauer abzuschneiden. Darauf setzte er einen Stuhl auf den Herd, stieg hinauf, um den Speck zu erreichen, und wurde von dem herabbaumelnden Fuß des Leichnams ins Gesicht getroffen. Da der tote Körper nicht festhing, fiel er mit großem Lärm aus der Feuermauer zu Boden, worauf der Knecht so laut schrie, daß der Meister herbeigelaufen kam. Nun konnten sie beide nicht begreifen, wie der Speck fortgekommen war und woher der tote Richter in der Feuermauer hing. Um ihn aus seinem Hause loszuwerden, legte er den Körper auf den Rücken des Esels, der schon Säcke mit Getreide trug, und nachdem sie in eine leere Gasse gekommen waren, warfen sie ihn vom Esel herunter und ließen ihn liegen. Hier

wurde er nach einiger Zeit gefunden; man forschte nach dem Totschläger und fand ihn nicht. Man fragte seinen Schreiber; er erzählte, der Richter wäre um zehn Uhr abends aus dem Hause gegangen, weil er eine bestellte Arbeit hätte, man sollte nicht auf ihn warten. Wie nun die Beamten seine Schriftstücke untersuchten, fanden sie auf seinem Kalender die Notiz: „Jungfer Bizebillchen für ihre Jungfernschaft hundert Gulden verehrt."

Sogleich wurde eine Haussuchung bei Bizebillchen und ihren Eltern angestellt und der Beutel mit dem Geld in einem Schrank vorgefunden. Das Mädchen leugnete anfänglich und behauptete, es wäre ihr eigenes gespartes Geld. Da aber der Schreiber beschwor, er hätte am vorigen Abend eben diesen Beutel auf seines Herrn Tisch gesehen, wurde Bizebillchen zur Folter verurteilt. Sie ließ es anfangs darauf ankommen; als man aber Ernst machte und sie in die Folterkammer führte, die Schinderknechte auch schon anfingen, sie auszuziehen, bekannte Bizebillchen alles, was geschehen war, mit den kleinsten Einzelheiten.

Der Richter wurde auf dem Kirchhof begraben, der Bäcker, der zunächst als Mörder in Verdacht gekommen war, wurde freigesprochen, der Wirt mußte zehn Taler Strafe bezahlen, weil er sich der Speckdiebe nicht bemächtigt hatte, die Barbiergesellen waren geflohen und nicht mehr aufzufinden, Bizebillchen wurde zu ewigem Gefängnis verurteilt, und mir als dem Totschläger wurde das Leben abgesprochen.

Gott sei Dank war ich beizeiten in das Kloster gegangen, in dem ich aufgezogen war. Die Mönche lehrten mich die lateinische Sprache und unterrichteten mich in der Theologie und den philosophischen Wissenschaften. Die Schelmerei aber konnte ich nicht lassen; ich vollführte allerhand Freveltaten, hetzte die Mönche gegeneinander, verleumdete meine besten Freunde und wäre gewiß öfters aus dem Kloster gejagt worden, wenn mich nicht der Abt auf Bitten des alten Grafen von Malade in seinen Schutz genommen hätte. Da ich es aber immer bunter trieb, wurde ich schließlich zu einem Kaplan geschickt; mein zanksüchtiges und leichtfertiges Gemüt ließ mich aber auch hier nicht ruhen. Die jungen Weiber hetzte ich gegen ihre Männer auf und machte sie ihnen zuwider; und den Ehebruch stellte ich ihnen als die kleinste Sünde dar, die niemand wegen seines schwachen Fleisches lassen könnte. Auf diese Weise konnte ich wenigstens meine unzüchtigen Augen an den hübschen Weibern weiden. Denn nach Art des bekannten Franziskanermönchs Cornelius Adrianus aus Dortrecht strafte ich sie für ihre Missetaten, indem ich ihnen die Buße auferlegte, daß sie an einem bestimmten Tage in einem gewissen Hause jeden Monat zusammenkamen und mir aus ihrem Ehebett alles beichteten und erzählten. Darauf führte ich sie dann in eine besondere Kammer, wo sie sich ganz nackt ausziehen mußten; war das geschehen, gab ich ihnen mit einer Rute einige Streiche, jedoch ganz vorsichtig, daß sie nicht weh taten, und sagte

feierlich, Gott hätte mehr Wohlgefallen an der Demut der Bußfertigen, die sich selbst entkleideten, als an den Schmerzen harter Streiche.

Schließlich kam mein Treiben an den Tag, und einige Weiber fanden es gottlos und leichtfertig. Ich wurde abberufen und an einen anderen Ort versetzt. Doch auch hier konnte ich meine Mucken nicht lassen. Ich hatte Gelegenheit, mit Adligen zu verkehren, und richtete durch meine gewöhnlichen Lügen und Verleumdungen sowie Aufreizungen des Adels gegen den Probst und die Gemeinde viele Händel an. Ja, als mir der Probst vorhielt, daß ich lange nicht gebeichtet und meine horae canonicae nicht gehalten hätte, packte ich ihn in der Kirche bei der Kehle und drohte ihm, ich würde ihn erwürgen, wenn er ein Wort davon weitersagen würde. Dieser fromme Mann überließ Gott das Weitere und empfahl mich seinen Oberen aufs beste, um mich nur loszuwerden. Ich hatte mich außerdem an einen Trompeter gewandt, der bei dem Erzbischof in besonderen Gnaden stand; er erreichte es, daß ich nach Teustett auf eine Pfarre kam und als Pfarrer eingesetzt wurde. Allein auch hier konnte ich mein Talent nicht halten; außer verschiedenen unter meinen Pfarrkindern angerichteten Uneinigkeiten und Zänkereien machte ich mir mit verschiedenen Weibern meinem geistlichen Stand und meiner Ehrbarkeit zuwider zu schaffen und wurde nach abgehaltener strenger Untersuchung, die natürlich zu meinen Ungunsten ausfiel, von meiner Pfarre abgesetzt.

Nun schien es mir am besten zu sein, mich heimzubegeben. Doch traute ich dem Frieden noch nicht recht und blieb zunächst in einem Bauernhaus. Allein ich konnte meinen alten Adam nicht bezwingen, und da der Bauer keine Tochter hatte, machte ich mich an seine Frau heran und packte sie, so oft ich nur konnte und sie allein traf. Wenn sie glaubte, allein im Hause zu sein, ihre Arbeit verrichtete und sich dabei bückte, oder wenn sie sich die Schuhe zuband, schlich ich leise hinzu, hob ihr geschwind Rock und Hemd hoch und ergötzte mich an ihr. Einstmals, als der Bauer nicht zu Hause war, fand ich sie in ihrer Schlafkammer und hätte gern einen kleinen Ehebruch mit ihr begangen; zu meinem großen Bedauern wurde ich daran durch einige Soldaten (die meine guten Sauf- und Duzbrüder waren) verhindert; sie brachen die Stubentür auf, ließen mir, der ich mein geistliches Kleid abgelegt hatte, eine ordentliche Tracht Prügel zuteil werden und erretteten die Frau vom Ehebruch. Die Tat wurde ruchbar, und ich sollte überhaupt kein Amt mehr bekommen.

Endlich nach langer Zeit wurde ich wieder einem Kaplan beigegeben, wo ich aber meinen alten Mutwillen weiter trieb mit Aufwiegeleien, Verhetzungen und Verleumdungen, so daß meine Oberen, um weiteres Unheil zu verhüten, abermals genötigt waren, mich von meinem Amt abzusetzen.

Nun hielt ich mich einige Zeit in Grützwurb auf, wo ich für andere Leute vor Gericht auftrat;

doch hatte ich meinen meisten Umgang mit Stock- und Kerkermeistern, Scharfrichtern, Henkern und derartigem Gesindel. Zuweilen legte ich mein geistliches Gewand an, durchstrich das Land, und wo ich hörte, daß ein Bauer eine kranke Kuh hatte, eine Frau ihr Kind entwöhnen oder jemand zu Markt reisen wollte, ließ ich mir Geld geben und las täglich zwölf bis zwanzig Messen. Deswegen kam ich vor die Inquisition, und weil ich befürchten mußte, meiner Freveltaten überführt zu werden, auch eine Reihe von Zeugen gehört wurden, dachte ich mir: weit vom Schuß ist das richtigste. Gerade als sie sich meiner Person bemächtigen wollten, nahm ich Abschied von Grützwurb und ließ meinen Verfolgern das Nachsehen.

Neuntes Kapitel.

Bernhard begibt sich aufs Meer, wird Kammerdiener, macht einen Sturm durch, kommt nach langer Fahrt in einen großen Fisch und findet eine neue Welt.

Nachdem ich aus Grützwurb entkommen war, setzte ich meine Reise so schleunigst wie möglich fort, um aus aller Gefahr befreit zu sein. Nach einigen Wochen gelangte ich nach Kapotolien, setzte mich auf ein Schiff und wollte nach einer anderen Welt segeln. Das Schiff nahm seine Richtung auf Neapel. In der ersten Nacht auf dem Schiff

träumte ich, Jungfer Clauditta stände vor mir und sagte: „Wie, du undankbarer und böser Mensch? Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue? Hast du dich nach meinen Ermahnungen gerichtet? Wäre das geschehen und hättest du in Geduld und Keuschheit das Schicksal des Himmels erwartet, so hätten wir wohl zusammenkommen können. So aber bist du Unflat meiner Person nicht würdig. Der Himmel allein soll es sein, dem ich mich nun ergebe, und dir, der du dich in allen Lasterpfützen herumgesühlt hast, und der Welt sage ich auf ewig Lebewohl." Ich wollte sie um Verzeihung bitten; doch machte sie eine zornige Miene, drehte sich um und rief: „Stichira!" Sogleich trat eine Weibsperson hervor, die meine Mutter war, und ihr Männerkleider anlegte. Dann gingen sie beide hinaus. Ich wollte ihnen nachlaufen, fuhr aus dem Schlaf auf und stieß meinen Kopf dermaßen an einen Schiffsbalken, daß das Blut an meinem Gesicht herabströmte. Man kam auf mein Stöhnen herbeigelaufen und fragte, was mir wäre; ich wußte jedoch nur zu sagen, daß mich schwere Träume quälten und mir allerhand Schreckbilder vorgaukelten.

In Neapel mußten wir einige Tage still liegen bleiben und fuhren dann nach Seuluza, wo ich eine Stellung als Kammerdiener bei dem Kapitän annahm. Auf dem Wege von hier nach Katalonien überfiel uns ein furchtbarer Sturm. Der Himmel wurde ganz schwarz, das Meer schäumte, der mit entsetzlichem Donner, funkelnden Blitzen und Hagel vermischte Regen drohte dem Schiff und allem,

was darauf war, den Tod. Bald türmten sich die Wellen wie hohe Berge, bald fielen wir in einen tiefen Abgrund. Das Schiff fiel bald auf diese, bald auf jene Seite, und wir glaubten nicht, daß wir noch länger als höchstens fünf Minuten würden leben können. Traurig und furchtsam erwarteten wir den Tod. Nur mein Herr, der Kapitän, war unverzagt, und sprach uns unaufhörlich Mut zu, doch vermochte er uns nicht zu trösten.

Die ganze Nacht verbrachten wir in Todesangst und hatten alle kaum noch das halbe Leben. Der eine betete, der andere sang geistliche Lieder, wieder andere schrien und weinten. Alles schien vergebens. Endlich brach der Tag an. Der Regen hörte auf, die Sonne kam zum Vorschein, die Winde wurden still und das Meer ruhig. Doch ein Unglück kommt nie allein. Wie groß war unser Schrecken, als wir uns gegenüber der Insel Majorca nahe der Barbarei und zwischen zwei gutbewaffneten feindlichen Schiffen befanden. Der Kapitän befahl sogleich, alles zum Kampf fertig zu machen, und wenn er es sich auch nicht merken ließ, war er doch in großer Aufregung.

Kaum waren wir mit den Vorbereitungen fertig, da hatten wir schon beide Schiffe auf dem Hals. Auf beiden Seiten begann ein Schießen, daß man glauben konnte, Himmel und Erde krachten aufeinander. Unser Schiff wehrte sich und hatte einem feindlichen bereits den Mastbaum heruntergeschossen und viele von seiner Besatzung getötet. Das zweite setzte uns um so heftiger zu,

und da unsere Leute bis auf zehn kampfunfähig geworden waren, blieb uns nichts weiter übrig, als uns zu ergeben. Unser Kapitän ergriff ein Stück brennende Lunte, befahl uns, Gott unsere Seelen zu empfehlen, und sagte, er wollte sich nach dem Pulvermagazin begeben und das Schiff in die Luft sprengen, damit wir nicht den Barbaren in die Hände gerieten. Man kann sich denken, wie mir das Herz in die Hosen fiel! So nahe war mir der Tod noch niemals gewesen, und es war mir hier nicht möglich, nach meiner gewohnten Art auszureißen. In diesem Augenblick erschien in der Ferne ein Schiff, entweder ein englisches oder ein Malteser Ritterordensschiff; nun konnte man jemand anders ausreißen sehen.

Wie der Blitz machte sich der türkische Seeräuber davon; das andere Schiff konnte mit seinem verlorenen Mast nicht nach, und da ein Entern für uns mit unserer wenigen Mannschaft zwecklos war, schossen wir es in den Grund; es ging mit seiner ganzen Besatzung unter. Nun mußten wir zunächst für unser Schiff sorgen, das durch den Kampf ziemlich mitgenommen war.

Darauf zogen wir die Segel auf und hatten eine Zeitlang guten Wind, bis wir in einen wüsten Sturm gerieten. Die Sonne wurde von schwarzen Wolken überzogen, und es erhob sich ein schreckliches Donnerwetter mit Regen und Hagelkörnern, von denen manche zwei Pfund wogen. Von drei Seiten stürmten die Winde auf uns ein, unsere Segel flogen in Fetzen herum, der Mastbaum und

das Ruder brachen, und das Schiff wurde ein Spiel der Wellen. Zwei von der Mannschaft waren von dem niederfallenden Mast schwer verletzt, die anderen mußten das eingedrungene Wasser auspumpen, während der Kapitän und ich viele Waren über Bord warfen, um das Schiff zu erleichtern. Aber auch durch diese Opfer ließen sich die empörten Wogen nicht beruhigen, das Unwetter hielt volle zwei Tage und zwei Nächte an; unser Schiff wurde hin und her geworfen, und wir wußten nicht, wo wir waren. Zu allem Unglück war auch unser Kompaß verlorengegangen, und wir stellten es Gott anheim, wo uns Wind und Wellen hintrieben. Die beiden Verletzten starben sehr bald, ebenso die andere Mannschaft, und nur der Kapitän, ein Ruderknecht und ich lebten noch.

Proviant hatten wir genug; ein Übelstand nur war es, daß es, je weiter wir fuhren, immer kälter wurde; der Kapitän glaubte, wir wären im Kaspischen Meere. Seitdem sich der Sturm gelegt hatte, hatten wir weder Sonne noch Mond zu sehen bekommen. Sechzehn Wochen fuhren wir so aufs Geratewohl dahin, und unser Schiff geriet in Gefahr, bei der fürchterlichen Kälte einzufrieren. Ringsum gab es nur Eis.

Guter Rat, was tun, war hier teuer, und wenn ich mein Licht nicht hätte leuchten lassen, wäre ich längst tot. Ich suchte alles Eisen, was ich auf dem Schiff fand, zusammen und schmiedete es aneinander; der Ruderknecht, ein Schlosser von Beruf, mußte mir starke Schrauben verfertigen. So

machte ich zwei große Schlittschuhe, die ich auf beiden Seiten der Schaluppe festschraubte. Vorn machte ich einen krummen Schwanenhals, um Holz und andere leicht brennbare Gegenstände dazwischen zu legen. Nun ließ ich die Schaluppe von dem völlig eingefrorenen Schiff herab und tat allen Proviant, namentlich die Branntweinfässer hinein, ferner Betten, Holz und Spiritus, um uns gegen die fürchterliche Kälte zu schützen.

Nachdem wir uns so mit dem Nötigsten versehen hatten, ließen wir unser mit vielen wertvollen Waren beladenes Schiff stehen; jeder von uns nahm nur noch für alle Fälle einen Beutel voll Dukaten mit sich. Nun brannte ich das Holz an, das vorn unter dem eisernen Schwanenhals lag, nahm eine Tonne starken Branntwein, tauchte ein Stück Segeltuch hinein, goß den Rest auf das Eis, befestigte eine andere Tonne vorn an der Schaluppe so, daß der Branntwein tropfenweise das Tuch benetzte und legte eine feste unverbrennbare Kette an die Schaluppe. Darauf zündete ich den Branntwein auf dem Eis an und lief mit dem Segeltuch, auf dem die zweite Branntweintonne lag, voraus.

Es war ein großartiger Anblick, wie die Schaluppe auf ihren Schlittschuhen nachlief, nachdem das Eis durch den entzündeten Branntwein schlüpfrig geworden war. War eine Tonne ausgelaufen, nahm ich eine andere. Die leere Tonne wurde auf das Feuer gelegt. Wir teilten uns die Zeit derartig ein, daß einer zwei Stunden lang mit dem Segeltuch und der Tonne voranlief, einer

ebensolange aufs Feuer aufpaßte und der dritte ebensolange schlafen konnte. So ging es vier Wochen lang Tag für Tag, bis Holz und Branntwein allmählich auf die Neige gingen. Sechs Tonnen waren nur noch vorhanden, und wir überlegten, was wir anfangen sollten, wenn diese verbraucht wären. Gerade in dieser Zeit kam uns ein sehr warmer Wind entgegen, so daß das Eis zu schmelzen anfing und der Branntwein verlöschte. Ein Stück kamen wir noch vorwärts, indem einer die Schaluppe schob und die beiden anderen zogen; dabei mußten wir bis über die Knie im Wasser waten.

Das Wasser wurde immer tiefer, so daß ich es endlich ratsam hielt, die Eisenschienen von der Schaluppe wieder abzuschrauben. Wir setzten uns in die Schaluppe und ruderten nun weiter. Täglich wurde die Luft wärmer, und nach ungefähr einer Woche sahen wir in der Ferne zwei große Feuerflammen, die uns wie zwei Sonnen vorkamen; sie standen einige Meilen voneinander entfernt und wurden, je näher wir herankamen, immer größer.

Nach weiteren drei Tagen bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß diese zwei vermeintlichen Sonnen die Augen eines fürchterlichen Riesenfisches waren. Bei Tage ging von diesen Augen, wenn sie offen standen, eine heiße Glut aus, wie in Deutschland mitten im Sommer; bei Nacht waren sie geschlossen; der Fisch schlief also wohl.

Unterdessen kamen wir immer näher heran,

bis wir in einer Entfernung von einer Meile nur noch den aufgesperrten Rachen vor uns hatten. Die Zähne standen sich wie hohe Türme gegenüber. Obgleich wir uns bemühten, mit unserer Schaluppe seitwärts auszuweichen, trieb uns das Wasser gerade auf den Fisch und sein geöffnetes Maul zu.

Am dritten Tage, ehe wir in diesen Riesenschlund einfuhren, hatten wir das Unglück, daß der Kapitän der Welt Lebewohl sagte und seinen Geist aufgab.

So gelangten denn nur der Ruderknecht und ich in den Rachen; die Zähne standen eine Viertelmeile voneinander entfernt, und auf dem Strom, der große Ähnlichkeit mit der Meerenge von Gibraltar hatte, gelangten wir ohne anzustoßen hinein. Als wir an den Schlund kamen, sah es aus, als ob wir uns in dem größten und höchsten Kirchengewölbe befänden. Man merkte es deutlich, wenn der Fisch seine Zunge bewegte; denn wenn er sie unten hatte, ging der Strom ganz sachte hindurch; hob er sie dagegen hoch, so sprudelte das Wasser derartig, daß man glaubte, ein Schleusentor wäre geöffnet worden oder die Flut setzte ein.

Nachdem wir einen ganzen Tag und eine volle Nacht im Maule und in der Kehle des Fisches gefahren waren, kamen wir endlich durch die Gurgel in den Bauch. Hier erweiterte sich der Strom, doch konnten wir auf beiden Seiten festes Land sehen. Wenn dir, geneigter Leser, das unglaublich vorkommt, so stelle dir die Landkarte von

Europa vor, die eine Jungfer darstellt, während jedes Land ein Hauptglied und Italien nur ein Arm oder Stiefel ist. Ebenso groß war das Land in diesem Fische; die Zähne waren lauter Gebirge, so hoch wie die Pyrenäen.

Die allerschönste Landschaft breitete sich vor uns aus, und wir kamen in eine ganz neue Welt, wo alles schöner und besser als in Europa und namentlich in Deutschland war. Unsere Hauptsorge war, an festes Land zu kommen, denn unser Proviant war aufgezehrt, und es war uns gleichgültig, ob wir zahme oder wilde Menschen antreffen würden. Da unser ganzer Kriegsrat aus dem Ruderknecht und mir bestand, so war ich Kapitän und bestimmte, wir sollten auf jeden Fall eine Landung wagen. So fuhren wir denn direkt aufs Land los, wo wir es am nächsten hatten.

Zehntes Kapitel.

Bernhard gibt eine Beschreibung des Landes und erzählt von dem Staat des Königs und wie es ihm bis zu seiner Herauskunft ergangen ist.

Sobald wir am Land waren, machten wir unsere Schaluppe fest und fanden eine fruchtbare Gegend, wie wir sie uns gar nicht schöner und besser wünschen konnten. Die Bäume waren so groß, daß ihre Stämme über hundertundzwanzig Schuh dick waren. Wollte man ihre Gipfel betrachten,

mußte man das Gesicht ganz gen Himmel richten, an dem die Wolken ganz wie bei uns zogen. Des Fisches Augen waren Sonne und Mond; wenn er nämlich die Augen offen hatte, war es auswendig Tag, und wenn er sie zumachte, war es inwendig Tag und draußen Nacht.

Nachdem wir eine halbe Meile gegangen waren, fanden wir Menschen; ihre Tracht bestand aus weißen, baumwollenen Hemden, hölzernen Schuhen und langen Haarzöpfen. Als sie uns erblickten, flüchteten sie in ihre Häuser, die in dicke Baumstämme hineingebaut und mit hölzernen Pflöcken zugesteckt waren. Wir folgten einem Manne in sein Haus und sahen mit Staunen, daß der ausgehöhlte Baum in Stuben, Kammern und Ställe eingeteilt war. Unsere Sprache konnten die Leute nicht verstehen; durch Winke machten wir ihnen begreiflich, sie sollten uns den Weg nach der nächsten Stadt weisen. Ehe wir sie erreichten, weil sie vier deutsche Meilen vom Ufer entfernt war, kamen wir noch durch sechs solche Baumdörfer hindurch. Wir erquickten uns mit Milch, Käse und einem Tackamakag genannten, unserem Brot ähnlichen Backwerk. Die jungen Hühner wurden in langen hohen Öfen, die Löcher hatten und in denen die Eier steckten, ausgebrütet; ein ausgewachsenes Huhn war so groß wie ein Kalkutta-Hahn und eine kleine Kuh wie ein großes Pferd. Viele wilde Tiere und Vögel sahen wir, die uns erst verwundert ansahen und dann ausrissen. Wir hatten jeder eine Patronentasche um, eine Flinte und einen Degen in

der Hand und in der Tasche eine ziemlich große Flasche Branntwein, von dem wir den Leuten zu kosten gaben, die uns auch Bescheid taten.

Endlich erreichten wir die Stadt. Ringsherum war sie mit dicken Bäumen eingefaßt, zwischen denen aus Stein erbaute Türme standen; in- und auswendig waren tiefe Gräben. Das Tor war mit einer Zugbrücke verwahrt, vor der Soldaten, wie die Schweizer gekleidet, mit Gewehren auf der Schulter Wache hielten. Da sie sogleich sahen, daß wir Fremde waren, kam ein Offizier heraus, der aber nicht verstand, was wir sagten. Unsere Gewehre wurden uns abgenommen und wir dann von einigen Soldaten in die Stadt hineingeführt. Drinnen waren regelmäßige Straßen und Gassen, die alle von Bäumen eingefaßt waren; alle Häuser waren ebenfalls in Bäume eingelassen und eingebaut. Unten lagen die Kramläden, oben die Wohnungen, die aus zusammengebogenen Zweigen bestanden. Es wimmelte auf den Straßen von Volk; die meisten Leute waren schwarzgelb, nur wenige weiß.

Wir wurden auf das Schloß geführt, das ziemlich groß war. Wieder empfing uns ein Offizier, der unsere Sprache nicht verstand und einen alten, achtzigjährigen Juden herbeiholen ließ. Dieser redete ungefähr sechzig Sprachen, darunter fünfzehn, die in europäischen Ländern gesprochen werden. Er konnte unter anderem ziemlich gut deutsch sprechen. Ich erzählte ihm, ich wäre Befehlshaber einer großen Flotte in Europa gewesen,

meine Schiffe wären durch den Sturm verschlagen worden und ich auf einer kleinen Schaluppe mit einem einzigen Mann der Besatzung durch das Eis hierhergekommen. Darauf berichtete er mir, auch er wäre vor langen Jahren in seiner Jugend in Europa gewesen, vor vierzig Jahren hierher verschlagen worden, eine Strecke auf dem Eis gelaufen, nebst zehn anderen Leuten in ein Boot aufgenommen und in den großen Fisch gekommen, wo er verschiedene Europäer getroffen hätte. Sie hätten sich in diesem Lande niedergelassen und bildeten einen Volksstamm für sich; auch hätten sie die schönsten und niedlichsten Frauenzimmer, von denen der König einige zu seinen Gemahlinnen gemacht hätte, da ihm die eingeborenen Weiber zu häßlich wären.

Ich bat ihn, bei dem König ein gutes Wort für uns einzulegen und dafür zu sorgen, daß uns nach dem vielen Ungemach, das uns betroffen hätte, wenigstens ein kleiner Trost zuteil würde. Er versprach, sein möglichstes für uns zu tun. Am anderen Tage wurde ich zu dem König, namens Siesex, geholt. Ich machte ihm eine dreimalige Verbeugung, damit er mir gleich ansehen möchte, ich wäre kein gemeiner und gewöhnlicher Mensch, sondern müßte etwas Besonderes sein.

Er saß auf einem Brokatpolster mit übereinandergeschlagenen Beinen und rauchte Tabak aus einer Pfeife, die dreimal so lang war als ich selbst. Nachdem er auf meine Verbeugungen mit dem Kopf genickt hatte, mußte der alte Jude, der

neben ihm stand, mich fragen, was ich vorzubringen hätte. Ich antwortete sehr höflich, was er sagen sollte: ich freute mich über des Königs Gesundheit und wünschte ihm Glück und Heil. Die weite Reise allein wäre daran schuld, daß ich so zerrissen und zerlumpt zu ihm käme, und nur meine Geschicklichkeit und mein Verstand hätten mich in sein Land gebracht. Mein Gewehr, mit dem ich niemandem, höchstens des Königs Feinden, Schaden zufügen wollte, hätte man mir am Tor abgenommen; meine Schaluppe, die uns hergetragen hätte, läge am Ufer befestigt, wo wir ausgestiegen wären; ein wenig Proviant und einige Tonnen Branntwein wären noch darinnen. Schließlich bäte ich den König um geneigte Aufnahme.

Bei diesen Worten, die der Jude dem König verdolmetschte, rissen alle seine Minister und Hofbeamten, die hinter und neben ihm standen, Mund und Nase weit auf. Als nun Siesex ihnen befahl, mir große Ehren zu erweisen, begannen sie alle sich vor mir zu bücken und zu verneigen, daß ich gar nicht wußte, vor wem von ihnen ich mich zuerst verbeugen sollte. Dabei mußte ich bei dem Bücken an mich halten, daß ich keine Winde gehen ließ, weil mir die vorher genossene Milch die stärksten Blähungen verursachte.

Nachdem die Empfangszeremonien endlich zu Ende waren, wurde mir ein silbergesticktes Kissen und eine ebensolange Tabakspfeife gebracht, wie die war, aus der der König rauchte; ein Kammerjunker füllte sie aus einer goldenen Dose und steckte

sie vorn an der Tür an, denn bis dahin reichte sie. In dem Augenblick, als ich mich mit gekreuzten Beinen auf das Kissen niedersetzte, ging meine Büchse los. Geschwind steckte ich die Hand an mein Hinterteil und bewegte die Finger davor, daß es nicht anders klang, als wenn ein Triller auf einer großen Orgelpfeife ertönte. Der König und alle Anwesenden brachen in ein schallendes Lachen aus; ich machte sogleich ein Kompliment und sagte, die Tabakfreiheit erlaubte derartiges bei uns Europäern. Man verwunderte sich über meine geistvolle Antwort; alle steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander. Wie mir der Jude hernach sagte, hätten sie alle befürchtet, der König würde mich zu seinem Premierminister machen und sie würden ihrer Ämter entsetzt. Sie ließen mir durch den Juden sagen, ich möchte doch noch mehr Musik machen, was ich denn auch unter allgemeinem Gelächter tat.

Als es Essenszeit war, legten wir unsere Pfeifen hin und ich wurde gefragt, ob ich vorher austreten wollte. Auf meine bejahende Antwort wurde ich von einem Kammerherrn oder Diener (ich weiß nicht, was er war) an den gewissen Ort geführt. Donnerwetter, war das ein Gemach! Ganz mit Sammt ausgeschlagen und mit reinem Gold ausgelegt! An den Wänden waren rundherum die schönsten Gemälde; da ich die Landesgeschichte aber nicht kannte, konnte ich mir nicht vorstellen, was sie eigentlich bedeuten sollten.

In dem königlichen Speisesaal wieder ange-

langt, bemerkte ich, daß sich unterdessen die erste königliche Gemahlin und einige andere hatten hineintragen lassen; die ganze Stube stand voll Essen, und zwar auf dem Boden; denn es gab weder Tische noch Stühle. Ich mußte mich neben den König setzen, dann folgten die Minister, Hofbeamten und der alte Jude. Potztausend war des Königs erste Gemahlin, die Frau Siesexen, ein wunderbar schönes Geschöpf, wie ich ihresgleichen in der ganzen Fischwelt niemals vorher und nachher gesehen hatte! Sie glich wahrhaftig meiner Jungfer Clauditta.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich alle Höflichkeiten mitteilen wollte, die mir von den acht königlichen Gemahlinnen, die mit uns aßen, zuteil wurden. Sie steckten übrigens die Speisen nicht selbst in den Mund, sondern das geschah durch ihre Pagen, ganz schwarze junge Mohren; wenn diese gerade einen ganz besonders guten und fetten Bissen erhascht hatten, befahlen sie ihnen, ihn mir zu bringen und in den Mund zu stecken. Ich mußte immerfort das Maul auf- und zumachen, zumal ich auch selbst wacker den verschiedenen Gerichten zusprach. Nach dem Essen wurde mir zunächst ein vortreffliches Bier und darauf parfümierte Mandelmilch vorgesetzt; schließlich wurden mit Wein die Gesundheiten getrunken, bis ich mich so voll gegessen und getrunken hatte, daß ich mich nicht mehr rühren konnte.

Als die Nacht kam, wurde ich in ein königliches Bett gelegt und ruhte nach den Anstrengungen des

Tages ungemein wohl. Beim Aufstehen am nächsten Morgen um neun Uhr waren schon ein paar Diener bereit, mich anzuziehen.

Der Ruderknecht, den ich bei mir hatte, wurde an diesem Vormittag mit einigen Leuten nach dem Strand gesandt, um unsere Schaluppe zu holen, da mich der König Siesex auf keinen Fall gehen lassen wollte. Da ich vom Strand bis zum Dorf Muscheln an den Weg gelegt und nachher grüne Zweige daneben gesteckt hatte, fand sich der Schiffsknecht leicht zurecht. Die Schaluppe war noch in gutem Zustande, nur hatten die Fische die vier Branntweintonnen angebohrt und, als der Branntwein herausgelaufen war, ihn ausgetrunken, der ihnen wohl besser als das Wasser geschmeckt haben mochte. Das ärgerte mich, weil ich den König und seine Minister damit bewirten wollte. Als die Schaluppe ankam, wurde sie von dem ganzen Hof in Augenschein genommen und gefiel namentlich dem König ausgezeichnet. Er bat mich schließlich, ihm zu sagen, ob ich in Zivil- oder Militärdienste, zu Lande oder zu Wasser, treten wollte.

Die Hauptsache war für mich, daß mich der alte Jude in der Landessprache unterrichtete; da ich diese in vier Wochen erlernte, so mußte der König annehmen, daß hinter mir etwas ganz Besonderes steckte. Da ich mich für den Zivildienst nicht brauchbar hielt, nahm ich eine Stelle als Marineoffizier an und wollte sehen, wo unser Orlog-Schiff geblieben war. Der König rüstete

eine kleine Flotte aus und machte mich zu ihrem Kommandeur. Als wir aber aus dem Maul des großen Fisches mit zehnmal größerer Mühe herausfuhren, als wir hineingekommen waren, starben viele Leute vor Hitze; gleich darauf wurde die Kälte so groß, daß wir so schnell wie möglich umkehren mußten. Unverrichteter Sache kamen wir heim, nachdem wir zwanzig Tage unterwegs gewesen und die Hälfte der Schiffe und der Mannschaft untergegangen war.

Der König kratzte sich zwar bei unserer Rückkehr wegen des ergebnislosen Unternehmens, für das er große Summen geopfert hatte, hinter den Ohren, doch wußte ich mich klug und verständig herauszureden, daß das Wasser auf dem Hinweg bergan geflossen wäre und wir mit dem Segeln außerordentliche Mühe gehabt hätten; zurück wäre es sehr viel schneller gegangen. Da das alle Offiziere und Mannschaften, die die Fahrt mitgemacht hatten, bestätigten, war es der König Siesex zufrieden.

Nach einiger Zeit trug man mir die Stelle eines Kanzlers oder Anrulax', wie es bei ihnen hieß, an; ich war damit einverstanden, machte meinen Unglücksgefährten, den Ruderknecht, zum Bürgermeister oder Manikax und den alten Juden, meinen früheren Dolmetscher, und seinen Schwiegersohn zu meinen Geheimen Räten. Nun fing ich an, mich ganz besonders um den Staat zu bekümmern.

Was zunächst die Religion anlangt, so duldete man alle Sekten, und die meisten Untertanen des

Königs beteten Götzen aus Gold, Silber, Holz oder Elfenbein an; die Juden, die ein Stadtviertel allein bewohnten, glaubten dasselbe, was unsere Juden in Europa glauben. Sie nannten sich Leviathanitten und hofften, wenn ihr Messias kommen würde, würde er sie aus dem großen Fisch herausführen, diesen im Meer sieden, sie zu Gaste bei sich laden und den Behemot, einen noch viel größeren Fisch, als der wäre, in dem sie lebten, der noch weit mehr Landschaften und Menschen in seinem Innern hätte, braten. Die Heiden und Ketzer müßten dagegen in den Fischen bleiben und würden mitgesotten und mitgebraten. Sämtliche erlösten Juden würden mit der großen Jungfer (damit meinten sie Europa) vermählt werden; diese würde sodann gewaschen und es würde nichts übrigbleiben als die Juden und schöne Mädchen, mit denen sie tanzen und sich verheiraten würden; alles andere Volk müßte elend ertrinken. Außer ihrem Stadtviertel bewohnten die Juden noch eine in der Nähe gelegene Stadt, namens Zalix, wo die ganze Judenschaft jährlich dreimal zu ihren höchsten Festen zusammenkam. Meine beiden Geheimen Räte nahmen mich einmal mit, und ich war Zeuge ihres feierliches Gottesdienstes. Am meisten gefielen mir dabei die weißen Judenmädchen; denn das ganze sonstige Weibervolk in dieser Fischwelt war gelb und schwarz und besaß mit Ausnahme von einigen Gemahlinnen des Königs nur sehr mangelhafte Bildung.

Der Schwiegersohn des alten Juden hatte ein

schönes Töchterlein, eine Schwester einer der Gemahlinnen des Königs. In dieses Mädchen verliebte ich mich und fand auch bei ihr Gegenliebe. Sie wollte mir ihre Hand reichen, wenn ich ihren Glauben annähme und Jude würde. Damals hatte ich keine eigentliche Religion und wäre der Darlexe (so hieß das Mädchen) zu Liebe gern Jude geworden, wenn ich mich nicht vor der Beschneidung gefürchtet hätte. Ihr Vater und Großvater lagen mir deswegen täglich an, und ich ließ mich tatsächlich von ihnen schließlich dazu bereden. Dadurch bekam ich ein noch größeres Ansehen als bisher. Tagtäglich besuchten mich die Juden und brachten mir Geschenke, so daß ich in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann wurde. Dem König und seiner ersten Gemahlin war mein Übertritt zum Judentum äußerst lieb, da sie nicht wußten, welche Religion ich eigentlich hätte, zumal sie bei mir keinen Götzen gesehen hatten. Nun wurde ein großes Fest zur Feier meiner Beschneidung angestellt; die Synagoge wurde mit tausend Lichtern illuminiert. Die Juden hatten einen hohen Opferstuhl machen lassen, auf den ich in einem langen weißen Hemde mit einem Kranz auf dem Kopf und mit goldenen Flügeln treten mußte. Der Rabbiner hielt eine hebräische Ansprache, von der ich natürlich kein Wort verstand. Der König, seine erste Gemahlin, die Schwester meiner Braut, sowie meine zwei Geheimen Räte waren Taufzeugen. Zum Schlusse trat der Rabbi vor mich hin und wollte das beschneiden, was ich seiner Meinung nach zuviel hatte.

In diesem Augenblick fingen hundert Trompeter und dreißig Kesselpauker an zu blasen und ihre Kalbfelle zu bearbeiten. Allein der alte Rabbi fand nichts zum Beschneiden; denn was er suchte, war mir durch die Krankheit, mit der mich die alte Ausgeberin angesteckt hatte, weggefressen worden. Doch war der alte Gauner so schlau und tat so, als ob er sein Amt richtig verrichtete, verband mich zum Schein und hieß mich einige Tage im Bett zu bleiben.

Gleich am ersten Tage lief ein Schreiben von meiner lieben Darlexe ein, in dem sie mir gratulierte. Auf deutsch lautete es etwa folgendermaßen:

„Herr Bernhard, werter Schatz! Du anmutigster Jüngling!
Ich gratuliere Dir zu dem Beschneidungsfest.
Komm, Teurer, bald zu mir. Hier sendet Dir den Brautring,
Die sich von keinem sonst einen anstecken läßt.
Hier schreibt Deine Braut. Sie sehnt sich. Komm, streck' se!
Du bist mein Tausendkind und ich Deine Darlexe."

Ich setzte mich sogleich hin und antwortete ihr auf ihre verbindlichen Worte folgendes:

„Du allerschönste Braut! Du niedlich Kind, Du Hexe!
So schreibt Dein treuer Knecht, Dein Bernhard, Dir zurück.
Ach, wär' ich schon gesund und läge bei Darlexe!

Ich küßte Dich, mein Kind, und gäb' Dir tausend Blick'!
Indessen sei vergnügt, Du zart und niedlich Ding,
Bis Dich an sich drückt Dein anmutigster Jüngling!"

Wie sollte man nun nicht glauben, daß mir der Himmel voller Geigen hing! Da meine Krankheit nur zum Schein war, konnte ich um so schneller alle Anstalten zur Hochzeit treffen lassen. Der Morgen, an dem ich wieder aufstand, war kaum angebrochen, da hörte man Trompeten und Pauken, daß es nur so schallte. Andere Musikanten probierten ihre Waldhörner und Schalmeien. Die Köche machten sich fertig, ihre Pasteten zur rechten Zeit in den Ofen zu schieben, die Konditoren machten alles fertig, das Konfekt herzustellen; die Tafeldecker, die aus den Servietten allerlei Tiere, Wölfe, Hunde, Hasen, Katzen, Hechte, Karpfen, Krebse und dergleichen gebildet hatten, taten sie in große Körbe und trugen sie zur Tafel. Die Fleischer hatten in meines Schwiegervaters Haus keine freie Minute, soviel Fleisch mußte ans Feuer und an den Spieß gebracht werden.

Allmählich fanden sich auch die Betteljuden scharenweise vor dem Hochzeitshause ein, um ein hochzeitliches Almosen in Empfang zu nehmen; der Bettelvogt konnte sie nur mit großer Mühe zur Ruhe bringen. Die, die sich mit Bukettmachen und ähnlichen Firlefanzereien ernährten, kamen rudelweise angerannt, um den Gästen ihre Ware feilzubieten. Zuletzt stellte sich auch der Rabbi ein.

Als ich nun in schönster Gala ankam, meine Braut abzuholen, da, o Schreck! war die Braut über alle Berge! Ihre Schwester, des Königs Gemahlin, hatte nämlich während der Beschneidung ganz genau auf mich aufgepaßt und meiner teuren Darlexe von meiner Körperbeschaffenheit Mitteilung gemacht. Da sie nun glaubte, der Rabbi hätte mir noch ein Stück abgeschnitten, so daß ich nur noch ganz wenig für sie übrig hätte, war sie schleunigst entflohen. Ich schickte mehr als dreißig Boten auf allen Straßen hinter ihr her, keiner hatte sie gefunden, alle kamen ohne sie zurück. Dazu kam noch der Hohn von den Straßenjungen und den Betteljuden, die mich verspotteten, so daß ich vor Wut mit den Zähnen knirschte. Sogleich schickte ich den Rabbi und die Musikbande weg; den Konditorgehilfen wurde gesagt, ihre Biskuits und ihr Marzipan wären von der Braut versalzen worden; den Tafeldeckern wurden die Servietten zurückgegeben und befohlen, sich damit die Augen zu wischen, die Betteljuden wurden auf ein anderes Mal vertröstet, und sie sangen zum Abschied:

„Oft ist man anfangs guter Dinge
Und tut vor Freuden große Sprünge;
Das Mittel ist mit Quark verriegelt,
Das Ende gar mit D . . . . versiegelt."

Voller Unmut legte ich mich zu Bett und fürchtete, in einen melancholischen Zustand zu verfallen, weil ich mich vor allen Leuten schämen mußte. Aber nicht einmal im Bett hatte ich Ruhe,

denn die verdammten Bengels kamen fortwährend an meine Tür und sangen Spottlieder auf mich. Ja, am Abend erschienen sogar einige Gerbergesellen und wollten mir Ratschläge erteilen, wie man den davongelaufenen Bräuten das Fell gerben müßte. Schließlich stand ich wütend auf und begab mich zu dem alten Juden; er ließ mich in ein Zimmer führen, wo ich eine halbe Stunde warten mußte, ehe er zu mir kam.

In diesem Zimmer hingen ganz eigenartige Bilder. Auf dem ersten war ein Schneider dargestellt, der sich einen Edelmannsharnisch umgetan hatte und eine Löwenhaut über der einen Schulter trug; vor ihm saß ein anderer Schneider in seiner Werkstatt, nähte ein paar Hosen und sagte zu dem ersten: „Exue vestimenta et erimus ambo sutores.“ Auf einem anderen Bilde saßen lustige Freunde bei Tisch, die fraßen und soffen. Über ihnen fiel die Decke ein und darunter stand geschrieben: „Illa magis periculosa sunt damna, quae jucunditatis titulo vestiuntur, nam nocent gravius, dum minus timentur.“ Das dritte Bild hatte einen Reiter in seinem Mittelpunkt, der ausritt, eine Braut zu suchen, und folgende Unterschrift: „Asinus peregrinus majori venit pretio quam equus domesticus.“ Auf dem vierten Bilde war ein leichtgläubiger Mensch abgemalt, der sich zu einer Heirat hatte überreden lassen; darunter stand folgendes: „Ex facili fide plerumque erumpit aliena perfidia.“ Das fünfte Bild zeigte einen Bräutigam, vor dem die Braut schleunigst davonlief; darunter stand: Hac

sorte sponsa nulla habetur acerbior.“ Der Bräutigam aber erwiderte: „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.“

Ich hätte gern noch weiter gelesen, doch kam in diesem Augenblick der alte Jude. Ich beklagte mich bei ihm wegen meiner weggelaufenen Braut, worauf er erwiderte, man müßte es dem Unverstand des Mädchens zugute halten; sie müßte von anderer Seite dazu veranlaßt sein. Sonst konnte er mir auch nicht helfen. Am liebsten hätte ich das Judentum abgesagt und wäre Heide geworden; weil man aber nach ihrer jüdischen Religion soviel Weiber nehmen konnte, als man Lust hatte, blieb ich dabei und behalf mich mit etlichen Kebsweibern. So unglücklich also erging es mir mit meiner Heirat!

Nun will ich mit meiner Schilderung des Staates fortfahren. Das Land war dem König untertan und wurde von vier Provinzen gebildet, die unter Vizekönigen standen. Die königliche Schatzkammer war mit dreißig Millionen Tonnen Gold nebst Schmuck und Juwelen angefüllt; die Perlen waren so groß wie Borsdorfer Äpfel und die Diamanten wie Limburger Käse. Das Residenzschloß, namens Trarax (alle Worte endeten in ihrer Sprache auf ax, ex, ix, ox, ux), war sehr fest; außerdem gab es noch eine Reihe anderer guter Festungen. Der König hatte ein Heer von fünfzigtausend Mann, von denen allein zehntausend beritten waren; auch besaß er viertausend Elefanten, die Türme mit einer Besatzung von je zwölf Mann

auf ihrem Rücken trugen. Alle Einwohner mit Ausnahme der Minister sind Leibeigene. Zwanzig Manikax, unter Leitung des Anrullax, der ich war, bilden die Gerichtsbarkeit. Diese Unterrichter oder Bürgermeister mußten die Streitigkeiten, die sie nicht entscheiden konnten, an mich abgeben; ich hielt dann mit meinen Geheimen Räten eine Beratung ab, und unsere Entscheidung wurde durch Büttel und Henker ausgeführt, die übrigens nicht für infam galten, sondern ebenso ehrlich waren wie ich. Sobald die streitenden Parteien vor mir erschienen, untersuchte ich, welche von ihnen am reichsten war; denn solche reichen Leute sind für gewöhnlich stolz und wollen die Armen unterdrücken. Auch nahm ich lieber Geld, als daß ich Blut vergoß; denn wenn der Übeltäter Geld hatte, wurde es ihm abgenommen, er für seine Person mochte dann frei ausgehen; war er dagegen arm, so durfte er der Strafe nicht entgehen.

Von den Strafen und Todesarten sind folgende besonders merkwürdig. Wer einen anderen verleumdet oder betrogen hatte und seine Behauptungen nicht beweisen konnte, mußte ihm den bloßen Hintern küssen. Schweren Übeltätern nimmt man den rechten Arm und das linke Bein ab; weniger schweren legt man Hals und Beine in einen eisernen Ring, bindet ihnen die Arme hinten fest und läßt einen hinter ihnen hergehen, der ihnen bei jedem Schritt mit dem Knie auf den Hintern stoßen muß. Manchen steckt man lebendig auf einen Pfahl, andere läßt man verhungern,

während man das schönste Essen vor sie hinstellt. Wieder anderen werden die Gesichter und Glieder mit brennenden Kerzen verbrannt; Hände und Füße werden ihnen zusammengebunden, und dann legt man sie in glühendheißen Sand. Auch führt man manche auf einem Esel spazieren und besteckt ihn mit Blumen.

Wenn sich zwei Leute um Geld stritten und der erste die Schuld beschwor, so nahm ich dem anderen das Geld ab; wollte dieser der Schuld wegen nicht auch einen Eid leisten, so gab ich ihm nichts und nahm ihm, was er hatte, auch noch ab. So toll wurde in diesem Lande mit den Eiden gescherzt.

Nur die Söhne sind Erben ihrer Väter; die Witwen und unverheirateten Töchter essen zeitlebens mit ihren Söhnen oder Brüdern und verrichten alle Hausarbeiten. Damit die Mädchen einen keuschen Lebenswandel führen und nicht zu Huren werden, sucht man ihnen schon im neunten und zehnten Lebensjahre einen Bräutigam aus. Paßt ein Paar sonst zusammen, so wird ein Astronom geholt, der nach den Sternen sehen muß, und sobald er findet, daß die Sterne und Tierbilder miteinander harmonieren, bekommt das Mädchen ihren Schatz. Dann werden alle Verwandten, Freunde und Bekannten zusammengerufen, die auf eine Schüssel Kleider und den Brautschatz, auf eine zweite Blumen und Mehl aus Sandelholz, auf eine dritte Baumfrüchte und Kokosnüsse und schließlich auf eine vierte Betel=

Arex, eine Art Konfekt, das gegen Hunger und Durst hilft, legen. Alle diese Schüsseln werden von Knaben und Mädchen auf dem Kopf unter Begleitung einer Musikbande durch die Straßen getragen und zuletzt der Braut übergeben. In Gegenwart aller Verwandten und Freunde wird dann festgesetzt, wieviel die Brauteltern ihrer Tochter mitgeben und welchem von deren zukünftigen Kindern dieses Vermögen zufallen soll. Sodann veranstalten die Gäste eine Mahlzeit, an der namentlich das Betel-Arex reichlich verteilt und der Hochzeitstag festgesetzt wird. Vier bis sechs Tage vor diesem Festtag rufen sie abermals Angehörige und Freunde zusammen und stellen auf dem Hofe des Hauses eine Säule auf. Am eigentlichen Hochzeitstage wird vor dem Hause ein Zelt aufgebaut, mit Kokosbaumästen bedeckt und mit bunten Bändern und Zieraten behängt. Sieben Jungfrauen werden bestimmt, denen sieben Töpfe hingesetzt werden, in denen sie Reis kochen müssen. Dazu kommen die Priester, Bramoxen, wie sie sie nennen, verrichten der Feuergöttin zu Ehren ihre Opfer und beten ihre Götzen an. Ist das geschehen, bringen sie eine Tailix oder Traubinde (das ist eine feine, aus Gold gearbeitete Figur, wie ein Herz mit einem Gesicht darinnen). Mittels eines hindurchgezogenen Fadens wird sie der Braut um den Hals gebunden; sie darf sie, solange ihr Mann lebt, nicht wieder abtun. Nun führt der Oberpriester Braut und Bräutigam mit ineinander ruhenden Händen dreimal um die auf dem Hof er-

richtete Säule herum und läßt sie beide mit dem Gesicht nach Morgen gerichtet auf einem Gestell Platz nehmen. Haben sie hier eine Zeitlang gesessen, so hängt der Bräutigam seiner Braut die Tailix um, worauf das junge Paar auf den Straßen der Stadt mit großem Aufzuge umhergeführt wird. Sobald sie wieder in ihr Haus kommen, müssen sie miteinander einen Butterwecken buttern, was an jedem künftigen Hochzeitstag unter vielen Zeremonien wiederholt wird. Dieses Buttern ist ein Hauptvergnügen, und es darf nur von den beiden Eheleuten miteinander vorgenommen werden.

Fühlt jemand seinen Tod herankommen, so tut er nach seinem Vermögen allerhand gute Werke: er teilt namentlich Almosen aus, bestehend in Kühen, Geld, Kleidern, Getreide, Baumfrüchten und sonstigen Eßwaren, die die Bramoxen oder armen Leute bekommen. Sobald er gestorben ist, werden einige von diesen Bramoxen geholt, die Wasser herbeitragen, den Leichnam damit waschen und Feueropfer für ihn tun, wobei aus ihren heiligen Büchern vorgelesen wird. Sodann tragen sie die Leiche nach dem Verbrennungsplatz, wohin alle Verwandten und Freunde mit unbedecktem Kopfe folgen; sobald der Tote auf dem Holzhaufen liegt, werfen sie jeder einige Reiskörner darauf. Die Söhne des Verstorbenen ergreifen nun ein Stück Sandelholz, zünden es an und legen es an das Kopfende, worauf dann der ganze Holzhaufen von unten her in Brand gesteckt wird. Am nächsten

Tage sammeln die Söhne und Freunde des Verstorbenen seine Asche und werfen sie in den Fluß. Hat der Verstorbene eine Frau hinterlassen, die ihm mit großer Liebe und Treue zugetan gewesen ist, so steigt sie zu dem Leichnam auf den Holzhaufen und läßt sich mit ihm zusammen verbrennen. Dadurch glaubt sie die Seligkeit zu erlangen.

Die hauptsächlichste Frucht ist eine rübenähnliche Wurzel, namens Tsorkirax; ferner kennen sie Zwiebeln, Wenjax, grüne Feigen, Wareix, Bohnen, Kaddusixkax, dann Maukax, eine große Frucht von den Mauxbäumen, Porolaux, eine lange Frucht, deren Kraut an Stangen in die Höhe wächst, Duduwallaux, eine kleine Frucht, die an Sträuchern wächst, Parenex, eine Art Kürbisse, Tsurikkax, Melonen, Nellikax, Stachelbeeren, Murankax, Meerrettich, Barrabax, Erbsen, und andere, die ich nicht einzeln aufzählen will. Diese Eßwaren werden mit Milch, Butter oder in einer Brühe aus allerhand Gewürzen angerichtet und zum Reis, ihrer Hauptnahrung, verzehrt; Fleisch essen sie fast gar nicht.

Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, daneben auch Tee, Betel-Arex und der Saft von Kokosnüssen, der unserem Bier gleicht. Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch ist im ganzen Lande zu bekommen, daneben auch Schamerox, ein delikater süßer Wein, den aber nur vornehme Leute, wie ich es war, zu trinken pflegten.

Die Frau speist niemals mit dem Mann, damit er nicht unrein wird; nach dem Mann essen

die Kinder, die jedes ein eigenes Näpfchen haben, und erst wenn sie mit Essen fertig sind, darf die Frau das Übriggebliebene anrühren. Nur bei großen Gastereien darf die Frau zugegen sein.

Das Gewerbe der Leute besteht in der Hauptsache in Viehzucht und Ackerbau; nur in den Städten gibt es Gelehrte, Kaufleute und Künstler. Wer arbeiten will, findet sein reichliches Auskommen, daher es auch alle Arten Handwerker gibt. Die Ärzte stehen in ganz besonders hohem Ruf; die Advokaten sind, ebenso wie in anderen Ländern, meistens schlimme Haderkatzen, die neben den ungerechten Richtern die Leute um das Ihrige bringen; allerdings gibt es auch einige wackere unter ihnen, die freilich nur eine Ausnahme sind.

Sehr verbreitet sind bei ihnen gute Bücher; namentlich der König hatte eine unvergleichbare Bibliothek, in der sich alle erschienenen Bücher befanden. In ihnen habe ich oft studiert und mir manche müßige Stunde angenehm gemacht. Ich selbst auch habe einige Bücher geschrieben und einige Glaubensbekenntnisse, die ich aus der Fischwelt mitbrachte, in Druck gegeben; aus besonderen Gründen aber wurden sie sämtlich vom Henker verbrannt. Trotzdem ließ ich sie, als ich von der Stätte entfernt war, wo man kein Verständnis für meine Arbeiten hatte, neu auflegen, ohne freilich meinen Namen zu nennen.

Doch ich komme wieder auf meine Beschreibung. In allen Städten, Dörfern und Flecken befinden sich Schulen, die aber nicht von allen Kin-

dern besucht werden. Kommt jedoch ein Kind zur Schule, so werden mehr Zeremonien dabei vorgenommen, als in Europa bei einer Eheschließung. Zunächst wird nämlich das ganze Haus, in dem das betreffende Kind ist, gewaschen und gereinigt; dazu erwählt man einen Tag, der mit dem Planeten übereinstimmt, unter dem das Kind geboren ist. Dann wird das Vorhaben allen Freunden und Verwandten kundgetan und der Lehrer, zu dem das Kind kommen soll, mit allen seinen Schülern eingeladen. In dem Hause steht auf einem Gerüst der Hausgötze, daneben liegt auf der einen Seite ein Haufen Mist, auf der anderen Reis oder Geld zum Opfern bereit. Darauf schreibt der Lehrer ein Abcbuch, bestreicht es mit gelber Farbe, beräuchert es ein wenig mit dem angezündeten Räucherwerk und gibt es unter den Anwesenden herum, die es alle anfassen müssen. Das Kind muß nun, nachdem es gereinigt und mit neuen Kleidern angezogen ist, mit seinem Kopf den Götzen berühren und sich dreimal vor ihm verneigen. Ist das geschehen, spricht der Lehrer einen Satz dem Kinde vor, das diesen wiederholen muß. Während der ganzen Zeit wird den Anwesenden Betel-Arex gereicht, worauf sie sich nach Hause begeben, während der Lehrer und seine Schüler, die an diesem Tage keinen Unterricht haben, Reis bekommen; der Lehrer erhält außerdem noch ein ansehnliches Geldgeschenk. Große und reiche Leute lassen ihre Kinder bei diesem feierlichen Anlaß auf Pferden durch die Straßen reiten.

Ist nun ein solcher Knabe in die Schule aufgenommen, so lernt er zunächst das Abc, das er in den Sand schreiben muß, dann wird ihm das Einmaleins beigebracht; er lernt darauf schreiben und einfache Exempel rechnen. Hat er das begriffen, geht der Lehrer zu schwereren Aufgaben über. Sodann bekommt er poetische Bücher zu lesen und einige Gedichte auswendig zu lernen. Wenn die einzelnen Schulstunden vorüber sind, müssen die Kinder auf eine Stunde lang das vom Lehrer Erzählte und Durchgenommene wiederholen.

Die Kinder der Bramoxen müssen von früher Jugend an die Gesetzbücher studieren und genau kennen lernen. Diese Gesetzbücher handeln fast nur von Zeremonien, Opferarten, Gebetsformeln, von den Regeln der Reinigung, von Fasten, Götteranbetung und Götzenverehrung. Daneben müssen sie sich mit allerhand sonstigen Büchern beschäftigen, aus denen sie ein tugendhaftes Leben, Politik und Wissenschaften lernen.

In ihrer Religion gibt es so viel Abgötterei und Fabelwerk, daß man ganze Flüsse damit zudämmen könnte. Die Klügsten erkennen wohl, daß ihre Religion nichts taugt, und stellen ein einzigstes und höchstes Wesen auf, von dem alle Geschöpfe ihren Ursprung haben; weil sie nun aber glauben, daß sich dieses eine Wesen nicht um alles allein kümmern könne, leugnen sie nicht, daß es eine große Anzahl Untergötter erschaffen hat, die die Welt regieren und den Menschen Wohltaten zu-

kommen lassen. Daneben wissen sie ganz genau, daß alles von Gott kommt und wieder zu ihm geht, daß er alle Menschen erlöst, mit vielem Erbarmen regiert, die Sünden vergibt und allen seine Gnade und Barmherzigkeit gewährt. Ferner sagen sie, Gott sei weder eins noch zwei, er habe keine Gestalt und sei auch kein Geist; er sei weder Licht noch Finsternis, weder in einem bestimmten Ort, noch aus demselben ausgeschlossen; er könne von niemandem beschrieben werden, er erfülle alles und werde von keinem erkannt; wie ihn sich ein jeder vorstelle, so sei er. Die gewöhnlichen Leute machen sich natürlich darüber keine Gedanken, sondern beten Holz und Steine an und stellen sich einen Gott darunter vor.

Ihr Heidentum ist so abgeschmackt und weitläufig, daß man ganze Bände schreiben könnte, wollte man alles einzeln berichten. Die Anzahl ihrer vermeintlichen Götter beläuft sich auf einige hunderttausend und ihrer Propheten auf fünfzigtausend. Außerdem glauben sie an eine unermeßliche Zahl von Engeln, von denen jeder sein eigenes Amt hat. Sodann stellen sie den Satz auf, wenn ihr Fisch, in dem sie leben, vergangen sein wird, würde ein noch viel größeres Tier geschaffen werden. Es gibt, behaupten sie weiter, vierzehn Welten unter dem allgemeinen großen Himmel, in dem Gott thront, die sämtlich in gewisse Körper, wie Männer, Jungfrauen, Tiere, eingeschlossen sind.

Wenn sie eine lügenhafte Fabel schreiben, so machen sie es genau wie unsere deutschen Dichter

und sagen, es sei in dieser oder jener Welt geschehen; sie geben es dann für eine untrügliche Wahrheit aus, da sie wohl wissen, daß niemand dahingehen und sich erkundigen kann.

Sobald die Seele den Leib verläßt, kommen nach ihrer Meinung Boten von dem Gott des Todes mit einem sackähnlichen Behältnis, in das sie die Seele hineintun und sich damit davonmachen. Die Seelen von sündigen Menschen werden unterwegs mit allerhand Plagen gepeinigt; haben sie diese überstanden, werden sie dem Emex, dem Gott des Todes, überantwortet. Die aber, die ein tugendhaftes Leben geführt haben, kommen in eine schöne Gegend, wo es ihnen ständig wohl geht.

Soviel will ich von ihrem Wesen mitteilen; denn alle Einzelheiten zu beschreiben, ist völlig unmöglich; auch haben sie durchaus nicht alle den gleichen Glauben.

Ich war nunmehr bemüht, mir vor allen Dingen nach jüdischer Gewohnheit einen langen Bart wachsen zu lassen; soviel ich mir aber deswegen Mühe gab, er wollte nicht recht kommen. Täglich empfing ich Besuche, nicht nur von den Großen des Staates und den Ministern des Königs, sondern auch von den Fremden, die aus anderen Ländern dorthin kamen und den schönen europäischen Jüngling sehen und kennenlernen wollten, und diese Neugier erstreckte sich auch auf die Frauenzimmer. Weil ich mein Baumschloß nach europäischer Art eingerichtet hatte, so kamen die meisten,

um sich ein Bild von meiner Lebensart zu machen; da sie aber alle einen Schleier trugen, konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen. Auch die Söhne der benachbarten Könige, die den König Siesex besuchten, gingen nicht an meinem Hause vorüber, sondern suchten sich bei mir einzuschmeicheln, während ich sie unter verstellter Freundschaft auszuforschen verstand.

In meinem Kanzleramt war ich von jedem gefürchtet, so daß sie lieber miteinander Frieden hielten als sich verklagten, da ich gewöhnlich beide, den Kläger wie den Beklagten, hochnahm, so daß ihnen nicht viel von ihrem Vermögen übrigblieb, während mir ihr Geld wohl zustatten kam. Einige unredliche Minister hatte ich auf meine Seite gebracht, die mir meine unlauteren Machenschaften beim König vertuschen halfen; täglich liefen jedoch so viel Klagen ein, daß mich der König Siesex schließlich zur Rede stellte und fragte, ob es tatsächlich wahr wäre, daß ich diese und jene Ungerechtigkeit begangen hätte. Das Leder von meinem Maul hätte aber von schlechter Beschaffenheit sein müssen, wenn ich mich nicht aufs glücklichste herausgeredet hätte. Ich versicherte dem König, das könnte nur üble Nachrede sein; auch spräche man von ihm selbst schlecht. Nur die wenigsten Leute wären mit seiner Regierung zufrieden, und man beschwerte sich teils über den großen Luxus, teils über seine Minister, teils über drückende Steuern. Der König konnte sich über mein Vorbringen gar nicht genug wundern, weil

er nicht glauben wollte, daß er solche Untertanen hätte. Darauf bat ich den König um die Erlaubnis, gegen derartige Nörgler in geeigneter Weise vorzugehen, was mir natürlich auch gewährt wurde.

So nahm ich denn ein Dutzend leichtfertige und gewissenlose Kerle in meinen Dienst und gab ihnen ein gewisses Zeichen, damit sie sich gegenseitig erkennen könnten. Damit sie nicht zu schnell bekannt würden, mußten sie täglich in anderer Verkleidung erscheinen, zu zweien und einzeln in die verschiedenen Stadtteile gehen und die Spielhäuser und öffentlichen Häuser besuchen. Meiner Instruktion entsprechend mußten sie hier die Anwesenden auf ein Gespräch über Staats- und Kriegssachen bringen und auf des Königs Tun und Lassen schimpfen, da ich wußte, daß der gemeine Mann, namentlich wenn er eine genügende Menge Wein oder sonstiger Getränke im Kopf hat, nicht für so dumm und einfältig angesehen werden will, als ob er keine Ahnung davon hätte, was der König falsch machte und wie alles besser eingerichtet werden könnte, wenn er ihn zum Geheimen Rat machte. Wenn nun meine Spione zu schimpfen und zu klagen anfingen, so fanden sie schnell genug vielen Beifall, und sobald sich dadurch einer verraten hatte, mußte er mir Geld geben, wenn er nicht dem König und dem Gericht preisgegeben sein wollte. Mitunter freilich geschah es auch, daß ich meinen Zweck nicht erreichte, indem sie mit ihren Äußerungen vorsichtig waren. Hatten sie aber Geld, so beschuldigte ich sie doch, daß sie

dies und jenes gegen Staat und Regierung gesagt hätten, vermutlich in der Betrunkenheit. Auf diese Weise erreichte ich, daß viele mir hundert und mehr Taler brachten und mich himmelhoch baten, die Sache nur ja nicht an die große Glocke zu hängen. Die, die halsstarrig waren und nichts freiwillig geben wollten, wurden dem Gericht angezeigt; und wenn sie auch so und so viel Zeugen brachten und feierliche Eide schworen, galten die Aussagen meiner Spione doch mehr, die jeden Gegeneid leisteten. Kamen die Leute trotzdem wider Erwarten frei, so mußten sie so viele Prozeßkosten zahlen, daß die Klügeren mir lieber ihr Geld opferten, um mich als Freund zu behalten.

Jedoch alles Ding währt nur seine Zeit. Als allzuviel Klagen gegen mich einliefen, namentlich von denen, auf deren Treue und Anhänglichkeit der König sich verlassen konnte, ließ er mich zu sich rufen und sagte mir, er wäre niemals gesonnen gewesen, die Gemüter seiner Untertanen zu erforschen, wenn sie durch üble Reden dazu verleitet würden; ein treuer Untertan könnte einem Toren dessen Narrheit entsprechend etwas antworten, was er niemals im Ernst sagen würde, wenn er aufrichtig gegen seinen Landesherrn gesinnt wäre. Er hätte auf keinen Fall Lust, sich auf solche Weise bei seinem Volke verhaßt zu machen. Schließlich hielt es der König für richtig, daß ich meine Kanzlerwürde niederlegte und eine Stellung als Oberkommandierender seiner Truppen annahm.

Das war gerade, was ich wünschte. In

meinem Amt als Kanzler hatte ich viel Geld teils auf ehrliche, teils auf unehrliche Weise eingenommen, und dieses brauchte ich jetzt dazu, die Soldaten auf meine Seite zu bringen. Ich errichtete ein besonderes Regiment als meine persönliche Leibgarde, die nach europäischer Art einexerziert wurde, so gut ich es verstand. Die Soldaten genossen unter meinem Befehl große Freiheiten und konnten nach ihrem Belieben Bürger und Bauer quälen und plagen; kamen diese dann und beklagten sich bei mir, so fanden sie kein Gehör, und der Beweis für ihr Vorbringen wurde ihnen nach Möglichkeit erschwert. Geholfen wurde ihnen nur, wenn sie mir ein anständiges Stück Geld mitbrachten; in dem Falle entging der Soldat der wohlverdienten Strafe nicht. Das geschah freilich nur sehr selten. So erwarb ich mir große Liebe von seiten meiner Soldaten; die schlimmsten und boshaftesten schätzten mich am meisten, und sie bildeten die Mehrzahl.

Tag und Nacht überlegte ich, wie ich den König zu einem Krieg bewegen oder ihm einen solchen auf den Hals bringen könnte. Der junge Sohn des benachbarten Königs Milex hielt sich einige Zeit bei dem König Siesex auf, und ich wurde mit ihm näher bekannt. Heimlich aber suchte ich ihn, wenn er zu mir kam, eifersüchtig zu machen, indem ich stets nur von der großen Macht des Königs Siesex sprach, den seine Nachbarn mit Recht fürchten müßten. Da ich durch tägliche Werbungen die Kriegsmacht verstärkte, wurden die Nachbar-

reiche genötigt, große Augen zu machen, und mußten, um gegen etwaige Überfälle gerüstet zu sein, ebenfalls große Werbungen vornehmen. Dieses stellte ich dem König Siesex als bedenklich vor, und ich behauptete, der junge Königssohn wäre nur zu dem Zweck hergekommen, um die Schwäche des Reichs auszuspionieren. Den Offizieren versprach ich für den Fall eines Krieges goldene Berge, da sie einsehen müßten, daß in Friedenszeiten keiner avancieren könnte. So bekamen sie alle die größte Lust zum Krieg; einige Kompagnien fielen in des Königs Milex' Land ein, raubten und plünderten, bis seine Soldaten die ungebetenen Gäste wieder dahin verjagten, wo sie hergekommen waren. Ich suchte den König Siesex zu überzeugen, daß das ein entschiedener Friedensbruch war; der König hätte nun zwar gern den Frieden behalten, mußte aber mir und meinen aufgehetzten Soldaten nachgeben, in unser Begehren willigen und einen ganz unnötigen Krieg anfangen.

Beide Könige rüsteten sich also; ich war Oberstkommandierender der Armee des Königs Siesex, während der junge Prinz Milex das feindliche Heer befehligte. Er hatte eine ziemliche Menge auf die Beine gebracht, doch hatten die Soldaten nicht genügend Lebensmittel. Solange ich irgend konnte, vermied ich eine Schlacht, zog mit meiner Armee bald hierhin, bald dorthin und ermüdete so den Feind, bis ich merkte, daß ihm der Proviant ausgegangen war und die Soldaten keine

Lust mehr zum Fechten hatten. Nun stellte ich meine Armeen nachts in Schlachtordnung auf, und ehe der Tag anbrach, hatte ich den Feind überfallen; nach zweistündiger Gegenwehr wurde er über den Haufen geworfen, und er floh mit einem Verlust von zwanzigtausend Mann, während zweitausend Gefangene in meine Hände fielen; entgegen dem bei ihnen üblichen Brauch ließ ich sie leben, was mir auch bei dem Feinde Liebe erweckte. Nach dieser Schlacht belagerte ich die Festung Farimunx, die ich nie eingenommen hätte, wenn ich mich nicht einer List bedient hätte. Ich sandte nämlich einige von den eben erwähnten Gefangenen hinein; diese erzählten, wie gut es ihnen bei mir erginge, und daß ich allen in der Festung Pardon und das Leben verspräche, worauf sich die Festung nebst ihrer ganzen Besatzung mir ergab. Damit war der Feldzug glücklich beendet, und ich zog mit großem Pomp und Jubelfanfaren in die Hauptstadt des Königs Siesex ein. Er umarmte mich herzlich und beglückwünschte mich zu meinen Erfolgen.

Ich konnte jedoch mein Glück nicht finden. In meinem Hochmut stellte ich an den König das Ansinnen, mich als Thronfolger in seinem Reich zu proklamieren, worüber seine Brüder und ihre Söhne eine große Erbitterung gegen mich ergriff. Infolgedessen wollte der König nicht in meinen Vorschlag willigen, und ich wandte mich deswegen an seine erste Gemahlin. Ich scheute mich sogar nicht, sie ganz öffentlich bei Tag und bei Nacht zu

besuchen, was nach Ansicht der dortigen Leute eine Todsünde ist. Da ich sie einmal auch unter Anwendung von Gewalt geküßt hatte, bildete sich der König ein, er und sein ganzes Haus wäre dadurch beschimpft und entehrt. Er sandte seine schöne Gemahlin deswegen ihrem Vater als eine Geschändete zurück. Der König stellte mich hart zur Rede, ich wurde zornig, verließ das Schloß und ging auf und davon. Und wenn man mich auch dringend ersuchte, wieder zurückzukommen, stellte ich mich dagegen taub.

Sogleich begab ich mich zur Armee, bekam einige vornehme und hohe Offiziere auf meine Seite und stellte ihnen vor, wie schlecht ihnen ihre treuen Dienste belohnt würden und wie wenig Erkenntlichkeit der König für ihre Tapferkeit hätte; er wäre alt und hätte keinen Sohn, seine schöne Gemahlin hätte er verstoßen und mich eines Weibes wegen hart angefahren. Wenn sie mich zu ihrem Oberhaupt wählen wollten, verspräche ich, mehr für sie zu tun, die verstoßene Fürstin zu heiraten und durch unsere sicher zu erwartende Nachkommenschaft dem Lande die Ruhe zu sichern.

Nun bekam ich großen Anhang. Ich teilte mein Vorhaben dem Vater der weggejagten Königin mit, der mir zwölftausend Mann zur Unterstützung sandte. Sobald diese bei mir waren, stellte ich mich vor die Armee und ließ ihr öffentlich meinen Plan mitteilen. Sie machten mich zu ihrem Oberhaupt und König und leisteten mir den Eid der Treue. Ich zog gegen den König Siesex

zu Felde und fand überall Tor und Tür offen; was sich nicht gleich meiner Macht beugte, verheerte ich mit Feuer und Schwert, wodurch das Land, ja selbst der König Siesex, große Angst bekam. Der König fühlte sich in seinem festen Schloß nicht mehr sicher und flüchtete zu dem König Falix nach Cardalucien, einem Lande, das etwa vierhundert deutsche Meilen von seiner Residenz entfernt lag. Falix war der mächtigste Herrscher in der ganzen Fischwelt; sein Reich war über fünfhundert Meilen lang und ebenso weit; er hatte gut verschanzte Festungen mit mindestens hunderttausend Mann Besatzung. Ringsherum lag das Meer, und wegen der felsigen Gebirge auf der Landseite war ihm nur sehr schwer beizukommen.

Nachdem ich zum König proklamiert war, versuchte ich noch einen Feldzug gegen den König Milex, in dem ich zwar anfangs in einigen kleinen Scharmützeln den kürzeren zog, zuletzt ihn aber derartig in die Enge trieb, daß er mir den Frieden anbieten mußte. Ich hätte ihn nicht angenommen, wenn nicht der König von Cardalucien meinem künftigen Schwiegervater ins Land gefallen wäre, dem ich zu Hilfe eilen mußte. So schloß ich denn mit dem König Milex Frieden, nachdem er als Kriegsentschädigung eine Festung und einen ansehnlichen Strich Landes gegeben hatte. Mit großem Triumph und unter Frohlocken allen Volkes zog ich als Sieger in meiner Hauptstadt ein.

Meine vornehmste Sorge war nun, die ehemalige schöne Gemahlin des Königs Siesex zur

Frau zu bekommen. Weil aber ihr Vater, wie gesagt, mit dem König von Cardalucien im Kriege lag und ihm nicht gewachsen war, so rüstete ich eine ansehnliche Flotte aus. Die Räte meines Reichs suchten mich zwar von einem Kriege abzuhalten und hielten es für ausreichend, wenn ich meinem künftigen Schwiegervater zwanzig- bis dreißigtausend Krieger zu Hilfe schickte; sie stellten mir vor, die Flotte hätte einen Weg von ungefähr dreizehnhundert Meilen zu machen, und wenn der Krieg unglücklich ausliefe, wäre nicht nur die ganze Flotte, sondern auch ich selbst verloren. Ich blieb jedoch bei meinem Vorhaben. In meinen Gedanken hatte ich schon das große Königreich Cardalucien erobert und seinen König verjagt oder gefangen genommen. Wenn ich erst soweit wäre, wollte ich meinen Schwiegervater als Vasallen ansehen und absoluter Monarch der ganzen Fischwelt sein!

Nachdem ich dreihundert der größten Kriegsschiffe mit allem Zubehör und kleinere Schiffe, die den Proviant mitfuhren, ausgerüstet hatte, übergab ich die Regierung einigen meiner zuverlässigsten Räte und lief mit meiner scheinbar unüberwindlichen Flotte aus. Nirgends fanden wir Widerstand, nur wurde, je weiter wir kamen, das Wasser immer dicker, so daß es wie Öl und zuletzt wie Sirup aussah.

Da wir aus diesem Grunde nur sehr langsam fahren konnten, waren wir schon über ein halbes Jahr unterwegs; doch hatte ich zum Glück genügend

Proviant bei mir. Endlich erreichten wir das Königreich Cardalucien und landeten, ohne daß es uns jemand wehrte. Die zum Kriegführen geeignete Jahreszeit war bereits vorüber; deswegen wollte ich nur eine Festung einnehmen, um in dem Lande festen Fuß zu fassen. Zum Unglück aber war das Land derartig sumpfig, daß die Soldaten bis über die Knöchel in den Boden einsanken. Proviant und Pferde konnte man überhaupt nicht nachbringen. Die Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen und in Brand gesteckt; fast alle Wälder waren abgeholzt. Um nicht ganz unverrichteter Sache umkehren zu müssen, schiffte ich vierzigtausend Soldaten aus, während ich fünftausend als Wache auf den Schiffen ließ. Darauf ließ ich die noch vorhandenen Bäume fällen und eine Brücke bauen, die eine Viertelmeile breit war und drei Meilen lang bis zur Stadt Podex reichte. Zur Besatzung bestimmte ich ebenfalls fünftausend Mann.

Gedachte Stadt war eine Festung, auf Pfählen erbaut, wie in Europa etwa Venedig oder Amsterdam. Rundherum waren tiefe Gräben. Es wurde den Soldaten schwer, sich in solchem Morast einzugraben; viele wurden auch nach dem Genuß des schlechten Wassers krank. Dazu kam, daß das Holz von weither herangeschafft werden mußte und ich nichts gegen die Festung unternehmen konnte. Alle Zugänge waren vom Feinde besetzt, doch sah ich keine Gegenwehr, auch fiel nicht ein einziger Schuß. Nur wenn ich eine Abteilung zum Rekog-

nozieren ausschickte, ließ sie der Feind dicht herankommen und gab dann von den hohen Bäumen aus eine Salve ab, so daß nur die Hälfte meiner Mannschaft wieder zu uns kam. Bei der Anlage der Lauf- und Schützengräben wurden wir in keiner Weise gestört; als ich aber die Geschütze aufpflanzen wollte, schoß der Feind sie über den Haufen. Schließlich aber brachte ich so viele in die Gräben, daß ihnen das feindliche Feuer nichts schaden konnte, worauf ich die Stadt beschoß, die an einigen Stellen zu brennen anfing. Das ging so eine ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen stand die ganze feindliche Armee in Schlachtordnung vor uns. Ich tat dasselbe mit meinen Leuten, die ich nur mit Mühe zurückhalten konnte; denn ich merkte, daß der Feind sie aus unserem vorteilhaften Lager herauslocken wollte. Auch erfuhr ich später, daß der König seinen Generälen befohlen hatte, mit großem Eifer, aber nur zum Schein das Lager anzugreifen und bei etwaiger Gegenwehr sich sogleich zurückzuziehen.

Ich hatte meinerseits den ausdrücklichen Befehl erlassen, sich nicht weit vom Lager zu entfernen; die Soldaten aber konnten sich nicht enthalten, den Feind bei seiner Rückkehr zu verfolgen. Als der König das sah, glaubte er, ich würde meine ganze Armee auseinanderziehen und kam gegen mich anmarschiert; doch wurde er derartig empfangen, daß er mit großem Verlust weichen mußte. Eine Verfolgung hielt ich für falsch und blieb die ganze Nacht in Schlachtordnung stehen, verdoppelte

aber das Feuer auf die Festung. Gerade in dieser Nacht gab es verschiedene schwere Erdbeben, die die Brücke und die Schützengräben an einigen Stellen beschädigten.

Am folgenden Tage hoffte ich den König mit seiner Armee wieder vor mir erscheinen zu sehen und ließ deswegen verschiedene Minen anlegen, die angezündet werden sollten, wenn die Truppen sich darauf befänden. Sobald der Morgen anbrach, ließ ich ein entsetzliches Feuern gegen die Festung beginnen, worauf der Feind mit seinen Kanonen antwortete, so daß man vor Krachen kein Wort und kein Kommando hören konnte.

Soweit war ich mit meiner Belagerung gekommen und hätte ohne Zweifel die feindliche Armee in die Pfanne gehauen und die Festung erobert, da plötzlich wurde ich, ehe ich wußte, wie mir geschah, über drei deutsche Meilen in die Luft geblasen und lag ebenso plötzlich in einem großen Dreckhaufen. Als ich mit großer Mühe daraus hervorgekrochen war, wurde ich gewahr, daß die Festung in dem Mastdarm des Fisches erbaut gewesen war. Von dem vielen Graben und Feuern war dem Fisch offenbar die Notdurft angekommen, und er hatte mich nebst einigen hundert Mann ans Land ausgespritzt. Wer weiß, wie viele von meinen Leuten ins Meer gefallen und ertrunken waren!

Da lag nun der große Monarch von Cardalucien, der König aus der Fischwelt, der Freier der schönen Prinzessin, der Kommandeur einer großen Armee,

der gefürchtete General und Admiral der größten Flotte, die man jemals gesehen hatte! So geschwind änderte sich mein Glück, aus einem großen Mann war ich in Zeit von wenigen Minuten in einen Dreckkäfer verwandelt worden.

Elftes Kapitel.

Bernhard ist auf Grönland ausgeworfen, kommt durch den Schornstein in ein Bauernhaus, geht mit des Bauern Frau davon, erblickt einen Grönlandsfahrer, der ihn mitnimmt, wird ein Walfischfänger und beschreibt den Walfischfang.

Als ich nun keine Möglichkeit sah, ohne große Lebensgefahr wieder in die Fischwelt zu kommen, wo ich so große Taten verrichtet und soviel Macht und Reichtum hinterlassen hatte, mußte ich sorgen, aus dem Fischkot herauszukommen. Wie Harz klebte er an mir, und es war so kalt, daß einem das Wort im Munde erfror.

Von meinen Gefährten lief nun der eine dahin, der andere dorthin; ich hatte keine Lust, auf die anderen zu warten, und eilte mit einem, der sich in meiner Nähe befand, so schnell wie möglich davon. Vor uns sahen wir nichts als große Berge und Felsen. Nachdem ich zwei Tage lang mit meinem Kameraden (Untertan konnte ich ihn ja nicht mehr nennen, da mein Königreich fort war)

gelaufen warf, sah ich Rauch in die Lüfte steigen. Durch den Schnee arbeiteten wir uns hindurch, und ehe ich es mich versah, fiel ich in eine Feuermauer hinein und in einen Tiegel Fett, an dem ich mir fast die Hände und das Gesicht verbrannte.

Das ganze Dorf und alle Häuser waren eingeschneit, auch der Schornstein, durch den der Rauch abzog, war kaum bemerkbar. Unten hatten sich die Leute durch den Schnee einen Weg gebahnt, durch den sie zusammenkommen konnten, und in der Schneehöhle war es warm wie in einer geheizten Stube. Statt eines Lichtes brannte Kienholz. Über meine unvermutete Ankunft wunderten sie sich teils, teils erschraken sie, da sie glaubten, ein Geist erschiene, und ich entschuldigte mich so artig wie möglich, so daß sie sofort merkten, daß sie es mit einem gebildeten Menschen zu tun hatten. Ich fragte sie darauf, in welchem Lande ich wäre, und erhielt den Bescheid, ihr Land hieße Grönland und Spitzbergen. Davon hatte ich schon früher gehört, wie mir sogleich einfiel. Man erzählte mir sodann, daß in absehbarer Zeit die Walfischfänger an ihren Küsten landen würden. Himmel! Wie froh war ich, als ich das hörte; endlich sah ich eine Möglichkeit, wieder nach Europa und in mein Vaterland zu kommen, wonach ich schon große Sehnsucht hatte. Mein Glück war, daß ich von dem alten Juden verschiedene Sprachen gelernt hatte; denn wenn ich nicht Grönländisch verstanden hätte, würde ich mit seinen Bewohnern,

die dümmer waren wie das Vieh, nichts haben anfangen können.

Meine erste Tätigkeit auf Grönland war, daß ich Schnee in einen Kessel füllte, diesen aufs Feuer setzte und mich und meine Kleider gründlich säuberte. Nachdem diese Wäsche erledigt war und ich wieder schön weiß aussah, kam des Bauern Frau dazu. Wie fiel mir das Weib um den Hals, herzte und küßte mich! Geschwind zog sie mich auf die Seite, wo ich ihr den Katechismus aufsagen mußte; dann rief sie die anderen Weiber herbei, denen ich ein gleiches tun mußte. Ob es ihre Töchter oder Mägde waren, weiß ich nicht, doch war es mir auch höchst gleichgültig. Es waren zwar keine schönen, sondern im Gegenteil garstige und gelbliche Geschöpfe mit langen herabhängenden Brüsten in rauhen Bärenhäuten, die nicht nur sie, sondern auch ihre Männer und Kinder trugen. Auch waren die Weiber an ihrem Unterleib ebenso zottig wie Bären, so daß ein besonderer Appetit dazu gehörte, sich mit ihnen einzulassen. Da es aber Landessitte war, daß die Weiber sich den Fremden hingaben, mußte ich es mir gefallen lassen, und während bei uns und in der Fischwelt die Männer eifersüchtig waren, schätzten die Grönländer es für eine große Ehre, wenn man ihre Weiber, Töchter und Mägde auf solche Art bediente. Auch die Nachbarweiber und ihre Töchter kamen durch den Schnee zu mir in mein Haus und baten mich um diesen Minnedienst.

Der Mann behandelte mich als Freund; öfters stieg er mit mir zum Schornstein hinaus und nahm mich mit auf die Jagd. Er besaß eine solche Geschicklichkeit in dem Schießen mit den Pfeilen, daß er oftmals an einem Tage drei bis vier Eisbären erlegte. Die Haut wurde als Kleidung benutzt, während das Fleisch als Nahrung diente. Das Mehl war bei diesen Leuten aus Fischbein gemahlen und in Tran gesotten, so daß ich einen ziemlichen Ekel hatte, ihre Pfannkuchen, die sie jeden Tag buken, zu essen. Doch was blieb mir übrig?

Sie berichteten mir, von nun an würde es ein halbes Jahr Nacht sein, und ich müßte mich nach ihren Sitten und Gewohnheiten richten. Den Wert meiner Kleidung, die mit Gold verziert war, verstanden die Leute nicht; ebenso begriffen sie nicht, wie kostbar der Fingerring war, den ich trug. Jedoch besaßen sie alle eine ausgezeichnete Gesundheit; während der ganzen Zeit, wo ich bei ihnen lebte, ist nicht ein einziger von ihnen krank gewesen.

Nachdem das halbe Jahr vergangen war, in dem ich weder Sonne oder Mond sah, stiegen wir wieder zum Schornstein hinaus. Wenn auch bei Tage der Schnee zu schmelzen anfing, so war es doch nachts noch grimmig kalt. Auf dem Schnee fuhren wir mit Schlittschuhen und auf dem offenen Wasser mit kleinen Kähnen; dabei fingen wir große und kleine Fische, die gedörrt oder frisch gebraten wurden, während aus dem gemahlenen

Fischbein Brot gemacht wurde. Der Schnee schmolz immer mehr, so daß wir schließlich zur Tür hinausgehen konnten, und damit fing das zweite halbe Jahr an, wo es immer Tag ist.

Ich bat meinen Hauswirt, mich an die Küste zu führen, wo die Europäer zum Walfischfang hinkämen. Er wollte nicht; als ich aber dasselbe Verlangen an seine oder meine Frau stellte, war sie damit einverstanden, zog ihr bestes Bärenkleid an, tat ihr etwa ein Jahr altes Kind fest in eine Bärenhaut, nahm es auf den Rücken und ergriff einen langen Stock. Dann machten wir uns auf den Weg, ohne daß es ihr Mann oder sonst jemand zu verwehren gesucht hätte. Zwei Stunden lang wateten wir durchs Wasser, das empfindlich kalt war, bis wir an einen Berg kamen, auf den wir hinaufstiegen. Von seiner Höhe konnte ich sehen, was Grönland für ein großes Land war. Es hatte erschreckend hohe Berge, deren Gipfel meist in den Wolken steckten und von denen einzelne Feuer spien. Auf den Wiesen war alles grün, und das Gras stand mindestens zwei Ellen hoch. Im übrigen sah man überall Moos, das auch an den Felsen wuchs.

Sobald wir müde wurden, setzten wir uns für einige Stunden hin und schliefen abwechselnd; zu unserer Nahrung schossen wir hin und wieder Gemsen, die sehr häufig waren. Auch fanden wir mancherlei Kräuter und eßbare Wurzeln. Acht Wochen waren wir schon gegangen, als wir an das Meer kamen, das ganz grün aussah. Wir gingen

an dem Gestade entlang, bis wir einige Grönlandsfahrer trafen; jedoch waren sie so weit auf der hohen See, daß sie uns nicht sehen konnten. Erblickte uns aber zufällig jemand, so kam er nicht näher, weil er uns für Wilde hielt, bis ich schließlich einen durch Schreien und Winken dazu veranlaßte, in einem kleinen Kahn heranzurudern und mich nach meinem Begehr zu fragen.

Ich sagte ihm, ich wäre ein Europäer und wüßte nicht, wie ich in dieses Land gekommen wäre; jedoch wünschte ich nichts sehnlicher, als mein Vaterland wiederzusehen. Er erwiderte, wenn ich mit Walfische fangen wollte, würde er mich auf sein Schiff nehmen und dann nach Europa bringen. Ich war damit einverstanden, und mein Weib wollte mich begleiten. Das war aber nicht nach meinem Geschmack, und ich sagte ihr, ich könnte sie nicht brauchen, sie sollte nur wieder umkehren.

So fuhr ich denn mit auf das Schiff und wurde ein Walfischfänger. Donnerwetter, wie erschrak ich, als ich die großen Meerrosse, Seehunde und Walfische erblickte! Doch will ich erzählen, wie diese Tiere gefangen werden und wie sauer mir die Arbeit wurde.

Ein guter, ausgewachsener Walfisch ist fünfzig bis sechzig Fuß lang; freilich habe ich auch von einigen gehört, die zweihundert Ellen lang gewesen seien; in der Dicke hat man sie ganz verschieden.

Der Walfisch hat keine Zähne im Maul, sondern statt dessen lange schwarze und breite hörnige Bleche, die mit rauhen Haaren bewachsen sind. Hinter den Augen sitzen zwei Flossen, die mit einer dicken, schwarzen Haut überzogen sind. Werden diese Flossen aufgeschnitten, so finden sich unter der dicken Haut Knochen, die aussehen wie eine Menschenhand mit ausgestreckten Fingern.

Der Schwanz steht nicht wie bei den Heringen, Karpfen und anderen Fischen hoch, sondern liegt breit, drei bis vier Klafter lang. Der Kopf macht den dritten Teil des Fisches aus. Vorn an den Lippen, oben und unten, sitzen kurze Haare. Inwendig in den oberen Lippen sitzt das Fischbein, braun, schwarz, gelb und auch blau von Farbe und rauh wie Pferdehaare. Das Fischbein ist nicht immer gerade, sondern manchmal auch krumm gebogen wie ein Säbel.

Die Zunge liegt zwischen dem Fischbein, ist unten angewachsen und sehr groß, weiß mit schwarzen Flecken an den Seiten. Sie bildet einen Leckerbissen für die Schwertfische, die größten Feinde der Wale. Auf dem Kopf ist ein Buckel, und vor diesem liegen die Augen.

Oben auf dem Buckel sitzt an jeder Seite ein Blaseloch, aus denen der Walfisch das Wasser so stark herausbläst, daß es wie ein Wind braust und man den Fisch auf eine ganze Meile weit hört. Am stärksten sprudelt das Wasser, wenn der Walfisch verwundet ist; dann klingt es, als wenn man bei einem Orkan die Meereswellen brausen hört.

Die Augen sind größer als die Augen eines Ochsen und mit Lidern und Haaren wie bei den menschlichen Augen verziert. Die Ohren liegen so tief, daß man sie nicht sehen kann. Der Walfisch kann nichts hören, wenn er das Wasser ausbläst, und daher ist er in dieser Zeit am besten zu erlegen.

Die meisten Walfische sind am Bauch ganz weiß, wiewohl man auch schon ganz weiße Tiere gesehen haben will; wenn die Sonne darauf scheint, glänzen sie wie Silber. Im übrigen sind die Walfische glatt wie ein Aal und ganz weich, so daß man nicht darauf stehen kann.

Des Walfisches männliches Glied ist eine starke Sehne, wie bei einem Ochsen geformt, vorn zugespitzt und sechs bis sieben Fuß lang. Wo das Glied liegt, ist der Leib gespalten, und das Glied liegt darin, wie die Klinge in einem Taschenmesser. Des Weibchens Geschlechtsteile sind wie die der vierfüßigen Tiere mit einer Ritze; daran sitzen zwei Brüste und auf denen zwei Warzen wie bei den Kühen. Manche Brüste sind ganz weiß, manche blau und weiß gesprenkelt wie ein Kiebitzei. Haben die Weibchen keine Jungen bei sich, so sind die Brüste ganz klein; sie säugen die Jungen mit ihrer Milch. Selten haben sie mehr als zwei Junge; wie lange sie tragen, ist ungewiß, doch glaube ich, ebensolange wie eine Kuh.

Der frische Walfischsamen riecht wie mit Wasser gekochtes Weizenmehl; er ist schön weiß und läßt sich wie warmer Siegellack ziehen.

Die Knochen sind ebenso hart wie bei Vierfüßlern und sind keine Gräten, wie sie andere Fische haben; sie sind löcherig wie ein Schwamm und mit Mark angefüllt. Das Fleisch ist grob und hart wie Ochsenfleisch, mit vielen Sehnen durchwachsen und fängt schnell zu stinken an. Das Schwanzfleisch läßt sich am schnellsten weich kochen und schmeckt am besten.

Der Speck ist ellendick; wir haben von einem Walfisch, der dreiundfünfzig Fuß lang war, siebzig Fässer Speck bekommen.

Als Nahrung dienen dem Walfisch die kleinen Meerschnecken, die manche für Spinnen halten. Einige behaupten, er lebe vom Wind; doch ist das ein Märchen, denn dann müßte er auch nichts anderes als Wind lassen; und wir haben in den Därmen einen übelriechenden Dreck gefunden.

Für seine enorme Größe hat der Walfisch nur wenig Mut; denn sobald er einen Menschen oder ein kleines Schiffchen sieht, ist er wie der Blitz unter Wasser. Dabei hinterläßt er aber einen Strich im Wasser mit vielen Wirbeln, so daß man seine Fahrt genau verfolgen kann.

Mit dem Schwanz vermag er eine ganze Schaluppe ins Wasser zu schlagen; an großen Schiffen aber schlägt er sich wund, weil sie härter sind als seine Haut. Die Wunden von einer Harpune heilen von selbst zu und hinterlassen auf der äußeren Haut nur eine weiße Narbe.

Wenn man an einer Stelle auf der See viele

Weißfische sieht, kann man auf einen guten Walfischfang hoffen; erscheinen aber viele Seehunde, so wird es nichts mit dem Fang, denn sie fressen den Walfischen die Nahrung fort.

Sobald man einen Walfisch sieht und blasen hört, wird im Schiff gerufen: „Wall! Wall!“ Dann muß jeder auf seinem Platz sein; sechs oder sieben Mann müssen in das Schiffchen springen und auf den Walfisch zufahren.

Die Harpune ist ein scharfer, eiserner Pfeil, ähnlich einer Fleischgabel, an dem hinten ein daumenstarker Strick befestigt ist. Der Harpunier, der vorn in dem kleinen Schiff steht, nimmt sie zur Hand und wirft sie auf den Walfisch; der Strick, der rund aufgewickelt daneben liegt, folgt nach. Darauf, daß der Strick bei der schnellen Fahrt nicht verwirrt wird, muß ein Mann genau aufpassen, sonst kann das Schiff leicht umgeworfen werden, und manche Besatzung ist auf die Weise ums Leben gekommen.

Der Strick muß vorn über die Schaluppe laufen; manchmal schießt der Walfisch mit solcher Schnelligkeit unter Wasser, daß das Holz von dem Reiben des Strickes entzündet wird. Aus dem Grunde hat der Harpunier stets ein nasses Tuch neben sich, das an einen Stock gebunden ist; mit diesem Tuch benetzt er unaufhörlich das Holz, damit das Boot nicht beschädigt wird. Je tiefer der Fisch geht, um so mehr Stricke muß man haben, manchmal etwa hundert Klafter lang.

Wenn die Harpune hinter dem Blaseloch oder in dem dicken Speck auf dem Rücken festsitzt, so stoßen die anderen Leute aus dem Boot mit Lanzen nach dem Fisch. Ist er verwundet, so bläst er Blut aus, das die ganze Meeresoberfläche rot färbt. Zuweilen stechen sie den Walfisch auch mit den Lanzen in die Scham, wenn sie irgend können; hier ist das Tier am empfindlichsten, und manchmal, wenn der Fisch schon tot ist und an jenen Teilen gestochen wird, zittert noch der ganze Körper.

Wühlt der Walfisch am Grunde, so daß die Schaluppe still liegt, so holt man allmählich die Stricke ein. Die dicken Tiere sinken nicht so leicht unter wie die mageren; wenn sie aber tot sind, kommen sie nach wenigen Tagen wieder an die Oberfläche. Je länger der Walfisch tot im Wasser treibt, um so höher liegt er; einige treiben einen Fuß hoch, manche noch mehr; dann kommt es oft vor, daß er mit lautem Knall platzt.

Es ist aber der Walfischfang ein recht ekliges Geschäft, denn der Fisch stinkt meistens fürchterlich; auch sind oft in dem Fleisch lange und dicke weiße Maden, die stärker stinken, als ich jemals etwas gerochen habe.

Ist der Walfisch tot, so haut man ihm zunächst den Schwanz ab, weil er die Schaluppe am Fahren hindert, da er quer liegt. Hat man mit ihm das große Schiff erreicht, so bindet man das Tier mit Stricken daran fest. Wer von den Schiffsleuten den ersten toten Walfisch sieht, ruft: „Fisch

mein!" Dann bekommt er von dem Kapitän einen Dukaten.

Sobald das tote Tier fest an das Schiff angebunden ist, springen die Matrosen in hohen Stiefeln und ledernen Anzügen auf den Fisch, hauen ihn am Kopf auf, schneiden den Speck von vorn bis hinten heraus und lassen ihn auf das Schiff hinaufwinden. Die Messer zum Speckschneiden sind solang wie ein Mensch. Auf dem Schiff wird dann der Speck in kleine Stücke geteilt.

Ist aller Speck herausgeschnitten, so wird das Fischbein ausgehauen und mit großen Haken aufs Schiff gezogen, wobei alle auf dem Schiff befindlichen Leute helfen müssen.

Der Speck wird entweder sofort ausgebraten oder in Fässer getan, an seinen Bestimmungsort gefahren und dann erst ausgelassen.

Vom Fleisch ist mit Ausnahme von dem am Schwanze nichts zu genießen.

Allmählich kamen etwa zweihundert Grönlandfahrer zusammen, und einer jagte die Walfische dem anderen zu; manchmal kam es auch vor, daß eine Schaluppe einem Fisch tüchtig zugesetzt hatte, worauf er von der Mannschaft einer anderen erlegt wurde. Nachdem wir fünfundzwanzig Walfische gefangen hatten, machten wir uns auf die Heimfahrt.

Zwölftes Kapitel.

Bernhard verläßt Grönland, macht abermals einen gefährlichen Sturm durch, wird wunderbar errettet und auf die Teufelsinsel geworfen, kommt durch ein wildes Weib in Schwägerschaft mit Affen, findet seines Vaters und Osofurs Begräbnisstätte, erhält und verliert einen großen Schatz und kommt, als er von jener Insel erlöst wird, zum Kap der guten Hoffnung.

Wir schifften durch die grüne See, die wie eine Wiese aussah; die Kräuter wuchsen eine Elle hoch über das Wasser heraus. Einige Tage später begegnete uns ein englisches Schiff, das uns vor einem algerischen Seeräuber warnte, dem wir ohne diese Warnung sicherlich in die Hände gefallen wären. Um ihm zu entgehen, mußten wir einen Umweg von ungefähr dreihundert Meilen machen. Nach einer Fahrt von dreißig Tagen erblickten wir die Canarischen Inseln und gelangten nach weiteren zwölf Tagen nach der äußersten Stadt Norwegens, Drontheim. Nach nochmals acht Tagen kamen wir in Bergen an, wo ich meinen Diamantring für achthundert Gulden verkaufte, meinen Bärenanzug ablegte und mir modische Kleider kaufte; auch gab ich einiges Geld dem Grönlandfahrer, der mich auf seinem Schiff so weit mitgenommen hatte.

In Bergen stieg ich auf ein großes Handels-

schiff, das mich, wie ich hoffte, bald nach meinem Vaterland bringen würde. Kaum waren wir jedoch zwei Tage unterwegs, als uns ein Oststurm überfiel, wie ich ihn noch niemals durchgemacht hatte. Es goß in Strömen vom Himmel herab, und die schwarzen Wolken machten den Tag zur finsteren Nacht, so daß wir nichts sehen konnten. Dazu schlug uns der Hagel wie Rutenhiebe ins Gesicht. Schrecklich war das Toben der vom Orkan gepeitschten Wellen. Dies, in Verbindung mit dem Sausen des Sturmes, machte einen solchen Lärm, daß sich die dicht nebeneinander stehenden Personen, die sich gegenseitig über den unvermeidlich scheinenden Tod trösteten, nicht verstehen konnten. In dieser Not fing sogar ich an zu beten, woran ich mein Lebtag nicht gedacht hatte. Der Schiffskaplan wollte die Mannschaft in ihrer Todesangst mit seinem Segen versehen, doch konnte ihn niemand der brausenden Wellen wegen hören. Es war ganz gleich, ob jemand saß, stand oder ging, wie ein Ball wurde er hin und her geworfen; wer sich mit den Händen an die Balken klammerte, hing gleich darauf wie ein Gehenkter mit den Füßen nach oben. Die Matrosenkisten hatten Flügel bekommen, wurden von ihren Plätzen weggerissen, flogen von einer Seite zur anderen und schlugen manchen, der ihnen in den Weg kam, tot. Mit Anbruch der Nacht vermehrte sich das Wüten der tobenden See und auch der Schmerz in unseren Seelen. Der Kapitän hieß uns voneinander Abschied nehmen, da wir uns auf dieser Welt nicht

wiedersehen würden, und empfahl uns Gottes Schutz; wir aber konnten ihm vor Mattigkeit und Schreck nur mit Tränen antworten. Während er noch sprach, wurde das Schiff unter großem Krach an einen Felsen geworfen, daß es in tausend Stücke zerbrach und wir alle in den haushohen Wellen versanken. Ich hatte alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben und war auch schon etliche Male tief untergesunken und von den Wellen wieder hochgehoben, als ich plötzlich ein Stück von dem Mastbaum unter den Füßen fühlte. Es schien, als wenn dies mein Pegasus werden sollte, der mich vom Tod zum Leben führte. Als ich einigermaßen zu mir gekommen war, fand ich mich mitten auf dem Mast sitzend, und trotzdem ich halbtot war, entstand eine kleine Fröhlichkeit in mir.

So ließ ich denn das Holz in Gottes Namen dahintreiben; nach und nach legten sich die wütenden Wellen und der tobende Sturm, und es schien, als ob sich das Element nur deswegen erhoben hätte, um sich an dem Schiff, auf dem ich gefahren war, zu rächen. Inzwischen war auch die Nacht verschwunden, und bei dem ersten Tageslicht wurde ich einer nicht weit entfernten Insel gewahr, auf die die Wellen mich mit meinem hölzernen Pferd zutrieben.

Endlich befand ich mich am Strande, war aber so ermattet, daß ich in eine kleine Ohnmacht fiel. Ich fühlte mich wie zerschlagen, und die scharfen Wellen hatten mir verschiedene Wunden geschlagen, so daß ich nicht recht gehen konnte.

Als die Sonne wärmer zu scheinen begann und der Mittag herankam, legte ich meine Kleider zum Trocknen auf einen Felsen. Als ich sie wieder angezogen hatte, begab ich mich ein wenig landeinwärts, um zu sehen, ob ich wenigstens eine Kleinigkeit für meinen hungrigen Magen fände. Dabei fiel mir mein elender Zustand ein; ich sah gen Himmel und sagte: „O mein Gott, du siehst mein Elend und erkennst meinen bejammernswerten Zustand. Warum hast du mich nicht in den tobenden Wellen sterben lassen, da ich doch vor Hunger meinen Geist jetzt bald werde aufgeben müssen? Was nützt mir meine Errettung und was hilft es, daß ich dem Tode durch Ertrinken entrissen bin, wo ich doch stündlich befürchten muß, von wilden Tieren zerrissen oder von wilden Menschen gefangen und aufgefressen zu werden? Dieses Leben ist schlimmer als der Tod!"

Als ich mit solchen melancholischen Gedanken beschäftigt weiter ging, fielen mir plötzlich folgende in die Rinde eines großen Ebenholzbaumes eingeschnittene Worte auf:

„Ich war um meine Lust und Üppigkeit gebannt
Nach diesem fruchtbaren, doch menschenlosen Land;
Die Menschen haben mich auf dies Eiland getrieben,
Weil ich den Menschen pflegt nach Fleisch und Blut zu lieben.
Drum, Mensch, veracht' die Erd', die dich zur Erden bringt,
Und stopf die Ohren zu, wann sie von Lüsten singt."

Ich wunderte mich nicht wenig, an diesem einsamen Orte deutsche Verse zu finden. Beim Weitergehen jagte ich einen großen Schwarm gewisser roter Gänse auf, die nach Art unserer Raben auf einem Stück Aas gesessen hatten. Ich trat näher heran und erkannte an dem Gerippe und den langen krausen Haaren, daß es eine Mannsperson gewesen sein müßte. In einen dicht dabeistehenden Lindenbaum fand ich folgende Grabschrift eingeschnitten:

„Zwei Hund an einem Bein, zwei Männer, nur ein Weib,
Wir dreie konnten nicht in gleichen Flammen brennen;
Drum hieß die Geilheit mich selbst in mein Unglück rennen.
Als Dieb kam ich zum Bann, als Hurer um den Leib.
Drum wisse, Wanderer, wirst du die Grabschrift lesen,
Daß ich der Osofur, ein Tratradeng, gewesen."

Mein Staunen wurde noch größer, als ich den Namen Osofur las, zumal ich aus dem Wort Tatradeng schloß, daß es Trompeter bedeuten möchte. Ich konnte nicht zweifeln, daß es jener Osofur wäre, der ehemals bei dem alten Grafen Malade gedient hatte und mit meiner Mutter an diesen Ort verbannt war. Mit traurigen Gedanken beschäftigt, ging ich weiter und sah einen hohen Felsen vor mir. Ich wollte ihn besteigen, um zu sehen, ob ich etwa ein Dorf oder eine Ansiedlung auf der Insel erblicken könnte.

Als ich so fortschlenderte, brachte mich ein Abenteuer auf ganz andere Gedanken; hinter einem kleinen Hügel kam mir eine erschreckend scheußliche Gestalt entgegen; sie war gänzlich nackend, die Haare standen wie Igelstacheln in die Höhe, die Stirn lag in Falten wie ein alter Rock, die Augenbrauen bestanden aus langen gekrümmten Haaren und die Augen brannten wie eine Fackel. Ich zitterte bei dem Anblick am ganzen Leib und hatte das Gefühl, als ob ich mit einem Eimer Wasser begossen würde. Meine Angst vermehrte sich noch, als dieses Wundertier zu heulen anfing. Ich konnte mich vor Entsetzen nicht rühren. An Umkehr war auch nicht zu denken, denn ich durfte auf keinen Fall meinen Rücken einem solchen Wild zuwenden, da es mich sonst unfehlbar ergriffen hätte. So mußte ich es denn auf Glück oder Unglück wagen, gerade auf das Scheusal loszugehen. Von weitem kam es mir so vor, als ob es sich auch vor mir fürchtete; denn es lief auf eine Höhle in dem nahegelegenen Felsen zu, stürzte hinein und kam gleich darauf wieder zum Vorschein und sah bald vor, bald hinter, bald unter, bald über sich; auch rief es abwechselnd laut und leise. Dies gab mir Mut, und meine Angst, ein Gespenst vor mir zu haben, verschwand. Je näher ich herankam, um so tiefer begab sich das Wesen in die Höhle, so daß es, als ich dicht am Eingang stand, meinen Augen völlig entschwunden war.

Eine Zeitlang überlegte ich, ob ich in die Höhle hineingehen sollte; endlich rief ich mit lauter

Stimme hinein: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Hierauf kam ein trübes Echo von einer weiblichen Stimme: „Teug Geute vos otros oh teug Spiritos? Teug Spiritos vos otros? Despous audate in nomo Deus. Teug Geute vos otros? Despous vi perjugla una povre muliero. Ki teug largado de totos geutes." Ich schrie in die Höhle hinein: „Bist du ein Mensch oder guter Geist, so komm heraus!" Man antwortete; ich rief nochmals in die Höhle hinein. So ging es eine Weile fort, wir hatten genug Worte gewechselt, ohne daß wir uns gegenseitig verständigen konnten; doch getraute ich mich noch nicht hineinzugehen.

Als ich eben im Begriff war, umzukehren, kam das eigenartige Wesen aus der Höhle hervor. Sapperment, war das ein jämmerlicher Anblick! Das Geschöpf, das allem Anschein nach ein Weib war, glich dem leibhaftigen Tod, wie ihn die Künstler mit einer Sense malen. Auf dem ganzen Leib war kein Pfund Fleisch, das Fell hing lang und schlottrig an der Figur herab, die Nägel an den Händen waren weit über die Finger gewachsen und die Scham war mit wilden Feigenblättern bedeckt. Sie fiel mir um den Hals und preßte mich fest an sich, netzte meine Wangen mit heißen Tränen und rief wiederholt: „O Deus! O Deus!" Wie mir dabei zumute war, kann man sich leicht vorstellen; auch ein Herz aus Stein wäre mitleidig geworden. Sie schien ganz entzückt zu sein und wußte nicht, was sie vor Freuden tun sollte, daß sie wieder

einen Menschen sah. Ich war über dies Gebaren starr und sprachlos und sah und hörte nichts.

Nachdem ich mich von meiner Bestürzung etwas erholt hatte, nahm sie mich bei der Hand. Ich redete sie auf Lateinisch an; sie antwortete mir, wie ich später erfuhr, auf Portugiesisch; soviel ich verstehen konnte, sagte sie mir, sie wäre ein Weib aus Goa, dem man Hurerei auf einem Schiff vorgeworfen und das man auf dieser Insel ausgesetzt hätte. Darauf führte sie mich in die Höhle hinein, in der es vorn ganz finster war, während der Hintergrund von Millionen von glänzenden Johanniswürmern erleuchtet wurde. Sie brachte mir einige Gänseeier und wilde Zitronen, von denen sie einige Tropfen auf die Eier laufen ließ, die davon weichgesotten wurden. Außerdem setzte sie mir wilde Wurzeln und Obst vor, das überaus süß schmeckte. Auf meine Frage, ob es noch mehr Menschen auf der Insel gäbe, schüttelte sie mit dem Kopf; durch die Fingersprache machte sie mir klar, daß sie bereits neun Jahre hier wäre. Nachdem ich gegessen und einen süßen Saft aus einer Muschel getrunken hatte, führte sie mich zu einem Platz, auf dem zusammengetragenes Laub lag; das Lager war ziemlich weich und warm. Sie legte sich neben mich und koste mit mir, so daß mir ihre unmenschliche Gestalt ganz anders und viel menschlicher vorkam. Nach dem reichlichen Essen und namentlich dem Trinken der süßlichen Flüssigkeit kam mein Blut in Wallung; ich dachte, daß sie mir an diesem einsamen Ort zur Frau gut genug

wäre, und verrichtete, was ein Ehemann zu tun schuldig ist. Nachdem dies geschehen war, brachte sie mir wieder Obst und forderte mich zum Essen auf. Da ich aber keinen Appetit mehr hatte, führte sie mich zu einem Haufen Laub und scharrte mich ein; dann gab sie mir einen Kuß, und aus ihrem Nicken mit dem Kopf merkte ich, daß sie mir eine gute Nacht wünschte. Sie ging von mir und legte sich auf das Laub, auf dem wir vorher zusammen gelegen hatten.

Die Nacht brach herein; ich lag im Finstern, konnte aber keinen Schlaf finden; neben ihrem Lager aber leuchteten die Johanniswürmer hell. Gegen Mitternacht erhob sich vor der Höhle ein abscheuliches Pau-Pau-Geschrei; gleich darauf kam ein erschreckend großer Affe mit einem langen Holzspieß auf der Achsel herein; ihm folgten sechs kleinere Affen, die mit wilden Früchten, Gänsen und noch blutigem Fleisch beladen waren. Der große Affe stellte seinen Spieß gegen die Wand, und die kleinen legten ihre Last auf den Boden. Hierauf ging der große Affe zu dem Lager, auf dem das Weibsbild ruhte und begann drei Stunden lang auf eine abscheuliche und viehische Art mit ihr Unzucht zu treiben, während die anderen kleinen Affen, die von beiderlei Geschlecht waren, das gleiche untereinander taten.

Man kann sich vorstellen, was mir bei dieser neuen Schwägerschaft für Empfindungen kamen! In tausend Ängsten lag ich da, und eiskalter Schweiß lief mir den ganzen Leib entlang; denn ich mußte

gewärtig sein, daß, wenn ich nur die geringste Bewegung machte, die Affen mich in tausend Stücke zerrissen hätten.

Von ihrer Wollust ermüdet, legten sich die Affen endlich aufs Laub nieder, und zwar der große quer über das Weibsbild. Ich blieb in steter Angst, bis sie sich früh noch vor Tagesanbruch wieder zur Höhle hinausmachten, der große wiederum mit seinem Spieß über der Schulter. Ich getraute mich nicht aufzustehen, bis das Weibsbild zu mir kam; sie umarmte mich und führte mich bei der Hand auf unser vorheriges Hochzeitslager; hier sollte ich mich offenbar von neuem wieder mit ihr einlassen, doch verspürte ich keine Lust dazu und wünschte nur, aus der Höhle heraus zu sein. Ich bemühte mich vergeblich, den Ausgang zu gewinnen, sie zerrte mich immer wieder zurück und suchte mich gewaltsam festzuhalten, bis ich mich schließlich losriß und zur Höhle hinauseilte. Sie lief mir nach. Sobald ich aber im Freien war, kletterte ich auf den Felsen, während sie wütend in die Höhle hineinlief, gleich darauf aber mit einem Beil in der Hand wieder herauskam und mich mehrmals rief. Da sie mich zur Umkehr nicht zu bewegen vermochte, mich auch nicht einholen konnte, warf sie voll Zorn das Beil nach mir und würde mich unfehlbar getroffen haben, wenn ich mich nicht hinter einen Dornstrauch versteckt hätte, in dem das Beil hängen blieb. Ich nahm es an mich, um sie damit niederzustrecken, wenn sie mir nachgekommen wäre. Sie blieb

jedoch zurück und verschwand mit großem Geheul in der Höhle.

Nun säumte ich nicht, den Felsen völlig zu ersteigen, und war froh, daß ich eine Waffe bekommen hatte, die mir zum Schutz wie zum Holzmachen sehr nötig war. Den ganzen Tag ging ich bergauf, um dem wilden Weib und ihrem Affenanhang zu entkommen. Gegen Abend erblickte ich auf der Höhe des Felsens ein großes hölzernes Kreuz. Ich war ganz in Gedanken darüber, daß jenes wilde Weib noch viel ärger sich in Wollust verzehrte als die Bestien von Affen. Da störte mich das Kreuz in meinen Gedanken. Wie ist es nur möglich, dachte ich, sollten hier wirklich Christen gewohnt haben? Ich ging geraden Weges auf das Kreuz los und erreichte es nach kurzer Zeit. Es stand auf einer sehr fetten Wiese, auf der ein schönes klares Bächlein floß. Hinter der Wiese lag ein anmutiges Wäldchen aus Zitronen- und Espenbäumen, in dem ich eine kleine Hütte sah. Nachdem ich dicht bis an das Kreuz herangekommen war, fand ich folgende Worte eingeschnitten:

Weil wir der Üppigkeit und Wollust uns ergeben,
So setzte man uns hier in ein recht armes Leben;
Doch weil der Heiland arm gelitten Angst und Tod,
Könn' wir nicht besser sein als aller Herr und Gott.

Nun sah ich mich in der ganzen Gegend um, konnte aber niemanden weit und breit entdecken. Mein Gott, dachte ich bei mir selbst, hier müssen doch

Menschen gewohnt haben, und noch dazu solche, die dich lieb hatten! Mit diesen Gedanken ging ich auf die Hütte zu. Sie war nur sehr schlecht aufgebaut, ohne irgendwelche Regeln der Architektur, und hatte eine Höhe von knapp zwei Metern. Als ich dicht davor war, flogen oben aus dem Dach, das aus laublosen Zweigen bestand, eine Menge rote Gänse hinaus. Unten fand ich einen etwa anderthalb Meter langen und sehr starken Klotz, von dem aus ich in die Höhle kletterte. Auf einem in der Mitte stehenden Tisch lag in Pergament gebunden ein Buch: „Vorbereitung zu einem seligen Ende". In der Wand steckte ein Beil und auf einem vorspringenden Pflock hing eine Flinte, die völlig verrostet war. In einem aus Baumbast geflochtenem Korb lagen viele Eier, die aber schon fürchterlich stanken. Nun stieg ich auf einer Leiter auf den Boden hinauf, wo einige frisch gelegte Gänseeier lagen und mehrere ausgebrütete Gänslein umherliefen. Ich kostete die Eier und merkte zu meiner Freude, daß sie gut schmeckten. Mittlerweile kam die Nacht, und ich mußte daran denken, mich nach einer Schlafstelle umzusehen. Große Sorge hatte ich wegen des wilden Weibes, noch mehr aber wegen der Affen; denn ich befürchtete einen hinterlistigen Überfall, wenn ich schliefe. Mein Beil kam mir sehr zustatten; ich schlug damit einen Baum um und legte ihn quer vor die Tür. Ich schlief aus Angst nur wenig, hörte aber nicht das mindeste Geräusch. Am nächsten Morgen gab ich mir die größte Mühe, die vorgefundene Flinte

von dem Rost zu befreien und brauchbar zu machen, obwohl ich weder Pulver noch Blei hatte. Darauf suchte ich einen Vorrat von Zitronen und Quitten zusammen und brachte eine Menge ausgerauftes Gras in die Hütte; weiteres Gras ließ ich draußen liegen, damit es zu Heu wurde, woraus ich mir ein gutes Lager machen wollte. Die wilden Gänse fanden sich auch wieder an ihrem gewohnten Platz ein, und ich tat ihnen kein Leid an. Nur nahm ich an den späteren Tagen ein Junges, tötete es, steckte es auf einen hölzernen Spieß und briet es an der Sonne. Wenn es auch davon nicht völlig gar wurde, so schmeckte es doch immerhin besser, als wenn ich es hätte roh essen müssen. Zum Trinken diente mir das klare und gut schmeckende Wasser aus dem kleinen Bach. Zuweilen las ich in dem vorgefundenen Buche, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ein guter Christ geworden. Ich muß gestehen, in der ganzen Zeit, die ich auf dieser Insel wohnte, lebte ich fromm und tugendhaft, ausgenommen das, was ich mit dem wilden Weibe vorgehabt hatte.

Ich war darauf gefaßt, mein ganzes Leben in dieser Einöde zuzubringen, und aus diesem Grunde suchte ich mich bequem einzurichten. Die ersten drei Monate störte auch nichts meine Ruhe; eines Nachts aber, als ich schlief, hörte ich eine laute Stimme rufen: „Bernhard! Bernhard!“ Man kann sich vorstellen, wie erschrocken ich auffuhr. Meiner Erfahrung nach gab es auf der ganzen Insel kein menschliches Wesen, und das wilde Weib

kannte meinen Namen nicht. Von nun ab hörte ich in jeder Nacht zwischen elf und zwölf Uhr die Stimme meinen Namen rufen. Eines Nachts antwortete ich: „Was soll ich denn? Wer ruft mich?“ Eine grobe Stimme erwiderte: „Komm heraus und mit mir!“ Darüber erschrak ich noch mehr und sagte kein Wort, war aber darauf bedacht, von nun ab den Eingang meiner Hütte noch besser zu verwahren. Ich steckte nicht nur eine Anzahl Bäume wie Pallisaden davor, sondern flocht auch die einzelnen Zweige zusammen, so daß ein Eintritt so gut wie unmöglich war. Mittlerweile wurde die Stimme jede Nacht wieder hörbar, und ich hatte mich allmählich ganz daran gewöhnt, antwortete nicht mehr und blieb ruhig liegen. Als ich mich aber in einer mondhellen Nacht eben zum Schlafen niedergelegt hatte, hörte ich die Stimme ganz laut dicht neben mir in meiner Hütte. Nun sprang ich erschrocken empor und sah ein Gespenst in einer Mönchskutte neben meinem Lager stehen. Ich schlug ein Kreuz, und das Gespenst sagte: „Folge mir nach!“ Ich schwieg still und rührte mich nicht; da rief das Gespenst mir zu: „Fürchte dich nicht! Folge mir nach!“ Was sollte ich tun? Weglaufen konnte ich nicht; mit Zittern und Zagen stand ich auf; das Gespenst ging an die Tür, und ich ging hinter ihm her. Ich glaubte, es würde mich in den Wald führen, wo ich im Schutze der Dunkelheit zu entfliehen gedachte. Allein es führte mich nicht in den Wald, sondern geraden Wegs auf die vom Mond beschienene Wiese. So-

bald wir zu dem daselbst befindlichen Kreuz gekommen waren, fiel das Gespenst davor nieder, machte ein Kreuz über die Stirn und über die Brust, wie es die katholischen Mönche zu tun pflegen. Dann stand es wieder auf und führte mich bergab zu einem Felsen. Sobald es dort angelangt war, sah es sich um, ob ich auch noch hinter ihm wäre; sogleich ging ein Türchen auf, das in einen dunklen Raum führte. An dessen Ende öffnete sich ein großes Tor auf ein taghell erleuchtetes Vorgemach; auf beiden Seiten standen geharnischte Reiter mit so blanken Kürassen, daß man sich darin spiegeln konnte; keiner aber von diesen Reitern regte sich. Ich war schon vor Schrecken hierüber halb tot, als sich eine weitere Tür in ein Zimmer öffnete, in dem an einer langen Tafel lauter Mönche saßen, die jeder ein Buch vor sich hatten, in dem sie scheinbar sehr aufmerksam lasen. Auch sie rührten sich nicht im geringsten. In einem dritten Zimmer saßen auf Bänken, die an allen vier Wänden standen, Frauen in Nonnenkleidung in der gleichen Bewegungslosigkeit.

Das Gespenst öffnete in diesem dritten Zimmer eine eiserne Tür, hinter der ein großer Korb mit zwei aus Gold- und Silberschnüren geflochtenen Griffen stand. Darin lagen Goldmünzen und die verschiedensten Edelsteine in unzählbarer Menge. „Greif zu!“ sagte das Gespenst; „dieses alles ist dein!“ Sobald ich den einen Griff angefaßt hatte, nahm es den anderen. Wie ich mich nun um-

wandte, um wieder hinauszugehen, standen sogleich alle Nonnen auf und verneigten sich überaus ehrerbietig vor mir. Beim Durchschreiten des zweiten Zimmers, in dem die Mönche saßen, standen auch sie auf und begannen ihre Gesänge, von denen ich freilich nichts verstand. Endlich gelangte ich in das dritte Zimmer oder besser gesagt in den Saal, in dem die Geharnischten zu Pferde saßen; wie der Blitz zogen sie ihre Schwerter heraus und begrüßten mich damit.

Sobald ich mit dem Gespenst aus dem Felsen ins Freie getreten war, gab es einen solchen Knall, als ob Himmel und Erde zusammenstürzten, und ich fiel vor Schrecken und Angst in Ohnmacht. Das Gespenst, das den Korb noch immer tragen half, ermunterte mich jedoch gleich wieder und redete mir gut zu, getrosten Mutes den Korb weiter zu tragen. Als wir wieder zu dem Kreuz kamen, sagte mein Begleiter: „So nimm denn dieses zeitliche Gut hin. Hast du Gutes im Sinn, wird es dir nützen; denkst du aber an Böses, wird es dir Schaden bringen.“ Mit diesen Worten verschwand das Gespenst meinen Augen.

Nun zog ich den Korb eine kleine Strecke auf der Erde entlang; da er aber immer schwerer wurde, ließ ich ihn stehen und eilte zu meiner Hütte. Eine volle Stunde lang zitterte ich noch, bis ich wieder nach dem Erlebnis zu mir kam; dann legte ich mich in großer Mattigkeit auf mein Lager und schlief bis zum folgenden Mittag. Nachdem ich wieder zu mir gekommen war, wußte ich nicht, ob ich ge-

träumt oder alles tatsächlich erlebt hatte, denn vor Schrecken war ich mehr tot als lebendig gewesen. Sobald ich aber den Fuß vor meine Hütte gesetzt hatte, sah ich den Korb. Ich durchsuchte seinen Inhalt und fand lauter Goldmünzen von altem Gepräge, ferner mit Diamanten besetzte Agraffen, Orden und Ringe sowie sonstige Juwelen. An Gold und Edelsteinen war ich nun ein reicher Herr, und hatte doch keinen Bissen Brot und keinen Schluck Wein, wenn ich auch noch soviel dafür hätte bezahlen wollen. O du närrische Welt! dachte ich bei mir; was läufst und rennst du wegen dieser Eitelkeiten der Erde, von denen du doch nichts genießen kannst! Nun überlegte ich, ob ich diesen Besitz nicht für milde Stiftungen verwenden könnte; doch besann ich mich bald eines anderen und wünschte damit in meiner Fischwelt zu sein, um meinen Plan wegen Erlangung der Herrschergewalt in die Wege leiten zu können. Ich wußte nichts mit dem Gold und den Edelsteinen anzufangen, konnte meinen Schatz auch nicht einmal verbergen; und doch deuchte es mich nicht gut, den Korb dem Regen und Sonnenschein auszusetzen. So trug ich denn den Inhalt nach und nach in meine Hütte und verbarg ihn unter dem Heu, auf dem ich nachts schlief. Dabei mußte ich aber doch manchmal überlegen, wie ich bei meinem großen Reichtum doch der ärmste und elendeste Mann der Welt wäre, der nirgends eines Labsals teilhaftig würde; des Genusses der Gänseeier und des Obstes war ich reichlich überdrüssig geworden.

Über dreiviertel Jahr lebte ich in diesem trostlosen Zustande und wünschte tausendmal, auf der Grönländischen Insel geblieben zu sein. Das Geld beschwerte meine baufällige Hütte derartig, daß sie ganz auf eine Seite hing. Um sie zu stützen, schlug ich einen Baum ab; wie ich ihn nun aber etwas eingraben wollte und zu dem Zwecke unter die Hütte kroch, fand ich auf dem oberen Ende des Klotzes, von dem aus ich in meine Hütte zu steigen pflegte, die deutlich sichtbar eingeschnittenen Worte: R. P. Capernoster. Ich wußte, daß dies der Name meines Vaters gewesen war, doch konnte ich beim besten Willen nicht begreifen, wie er in diese meine Hütte gekommen wäre. Als ich nun den Klotz von allen Seiten besah, fiel mir auf, daß er an seinem oberen Ende angenagelt gewesen sein mußte, und ich hatte eine unbestimmte Ahnung, der Holzklotz müßte innen hohl sein. Mit großer Anstrengung bemühte ich mich, ihn aus der Erde herauszugraben. Endlich nach einem vollen Monat lag er frei vor mir; ich nahm den oberen Teil ab und fand darin den Leichnam einer Mannsperson, dessen langer Bart und verwilderter Zustand Zeugnis dafür ablegten, daß er lange an diesem einsamen Orte gewohnt hatte. Er sah aus, als wenn er schlief und erst vor kurzer Zeit in diesen eigenartigen Sarg hineingelegt worden wäre. Der Leichnam gab nicht den mindesten Geruch von sich; seine Lenden waren dicht mit Blättern und seine Füße mit den Häuten von wilden Tieren umwickelt. Als ich ihn aber anfaßte, fiel er in Asche

zusammen. Dabei kam ein Papier zum Vorschein, auf dem folgende mit Bleistift geschriebenen Worte standen:

„Du, der du durch Glück oder Unglück an diesen einsamen Ort verschlagen wirst, denke daran, daß auch dieser Körper ehemals ein Mensch genau wie du gewesen ist. Die Sünde des Ehebruchs und der Hurerei hat ihn hierher gebracht; auf dieser öden Insel hat er als ein zweiter Adam mit seiner durch seinen Tod betrübten Turteltaube gelebt. Achtunddreißig Jahre lang hat er das Elend der Welt getragen, drei davon auf dieser Jammerinsel zugebracht, dieses Hüttchen zu seiner Wohnung erwählt gehabt, in geistiger Traurigkeit und unter vielen Tränen über seine Sünden gelebt; im Glauben und Vertrauen auf das Verdienst seines Erlösers ist er verschieden und hat zu seiner Ruhestätte bekommen, was bei seinen Lebzeiten seine Wohnung war."

Nachdem ich diese Zeilen gelesen hatte, stand ich starr vor Staunen da, namentlich weil ich an dem Eingang von dem Osofur gelesen hatte. Nun zweifelte ich keinen Augenblick mehr, daß dieser zu Asche zusammengefallene Leichnam mein Vater Capernoster wäre. Auch schien mir die Handschrift auf dem Zettel die gleiche zu sein wie die in dem Brief, den meine Mutter Stichira an ihre Eltern geschrieben hatte. Ganz sicher war meine Mutter auch in der Nähe dieses Ortes gewesen; bei einigem Nachdenken stieg mir der entsetzliche Gedanke auf, ob etwa jenes wilde Weib in der Höhle meine

Mutter gewesen war, mit der ich möglicherweise Blutschande getrieben hatte. Da ich es jedoch aus Unwissenheit getan hatte, glaubte ich, es könnte mir unmöglich zur Sünde angerechnet werden. Außerdem konnte ich mir nicht vorstellen, daß meine Mutter so schnell die deutsche Sprache vergessen haben sollte, denn den Zettel, der neben dem Leichnam gelegen, konnte nur sie geschrieben haben. Andererseits aber war es immerhin denkbar, daß sie durch ihr Leben mit den Affen ihre Muttersprache vergessen hatte. So widerstritten sich meine Gedanken.

Ich schloß den Sarg, der meines Vaters Capernoster Asche enthielt, wieder und schob ihn an seine alte Stelle unter der Hütte; den Zettel aber steckte ich zu mir.

Einige Wochen später erhob sich eines Tages ein furchtbarer Sturm, der mir freilich nicht viel schaden konnte, da meine Hütte mitten im Walde stand, doch konnte ich deutlich die hohen Wellen des Meeres beobachten. Dabei erinnerte ich mich meines Schiffbruchs und kroch in meine Hütte hinein. Dieser Aufenthaltsort hatte jetzt etwas viel Anheimelnderes für mich, da ich wußte, daß meine Eltern hier gelebt hatten und auch vermutlich hier gestorben waren. Der Sturm währte etwa einen Monat lang, ohne daß ich mich viel darum kümmerte.

Als ich aber einstmals meiner Gewohnheit nach wieder einmal auf das Meer sah, bemerkte ich ein Schiff, das auf den aufgeregten Wogen

schwamm. Ich wollte mich bemerkbar machen, doch konnte mich niemand bei dem Toben des Sturmes hören; auch wußte ich nicht, ob es ein Kauffahrer oder ein Raubschiff war. Doch auch letzteres war mir für den Augenblick wenigstens nicht unangenehm; denn elender als auf dieser öden Insel konnte es mir in der Sklaverei auch nicht gehen. So lief ich denn nach kurzem Überlegen ans Meeresufer hinunter. Ich rief und schrie, so laut ich konnte, bis man mich hörte; und da der Kapitän ohnehin wissen wollte, wo er sich eigentlich befände, so kam er so nahe wie möglich heran und sandte einen Kahn ans Ufer. Es war ein spanisches Schiff, das der Sturm aus seinem Kurs geworfen hatte. Ich teilte dem Schiffer zunächst mit, daß ich einen großen Schatz in meiner Hütte hätte, den ich gern mitnehmen wollte; infolgedessen gab er mir vier Mann als Begleitung mit, die mir beim Tragen behilflich sein sollten. Sie wunderten sich nicht wenig, als sie in meiner armseligen Behausung solchen Reichtum sahen. Wir packten alles in den Korb und schleppten ihn zum Kahn, mit dem wir dann zu dem Spanier fuhren. Der Kapitän machte große Augen, als ich ihm alle meine Kostbarkeiten zeigte. Ich versprach ihm, mich in jeder Weise erkenntlich zu zeigen, wenn er mich nur zu einem von Menschen bewohnten Lande bringen würde, worauf er mir versicherte, ich könnte mich ganz auf ihn verlassen. Mein Vermögen wurde in eine gut verwahrte Kammer auf dem Schiff gebracht, und ich gab mich der Hoffnung

hin, Jungfer Clauditta oder Bizebillchen zum Weibe zu bekommen, wenn sie von meinem großen Reichtum erführen.

Eines Abends aber trat einer von den Matrosen zu mir und brachte mir die Nachricht, der Kapitän hätte Befehl gegeben, mich nachts über Bord zu werfen, damit er sich meines Schatzes bemächtigen könnte. Ach welch traurige Botschaft war das für mich! Ich hatte wirklich nur den einen Wunsch, wieder auf meiner öden Insel zu sein, wo ich länger als ein Jahr in völliger Ruhe gelebt hatte; jedoch war ich bereit, lieber mein Vermögen als mein Leben zu verlieren.

Sobald die Nacht also hereingebrochen war, ließ ich ein Seil an der einen Seite des Schiffes herab, an dem ich in die dort befestigte Schaluppe kletterte, nachdem ich zuvor einen ziemlich großen Sack Biskuits hineingeworfen hatte. Dann schnitt ich die Taue der Schaluppe durch und segelte durch die Nacht dahin, wo mich Gottes Gnade hinführen würde. Der Wind war mir günstig und führte mich in schneller Fahrt durch das Wasser, so daß ich am dritten Tage das Kap der guten Hoffnung erreichte. Ich hielt gerade auf das Kastell zu, das zwischen zwei schönen Häfen lag. Man konnte sich nicht genug wundern, als ich nach glücklicher Landung ganz allein aus meinem kleinen Fahrzeug ausstieg; alle Leute aus der Stadt und dem Kastell kamen zu mir gelaufen, um meine Geschichte zu hören.

Mein erster Weg ging zu dem Kommandanten, dem ich mein Abenteuer mitteilte, namentlich wie

ich von dem spanischen Kapitän um das Meinige betrogen worden war. Er versprach mir seine Hilfe, falls der Spanier hier im Hafen landen würde; doch ermahnte er mich eindringlichst, ihm die reine Wahrheit zu sagen, widrigenfalls er mich als Betrüger in Ketten legen würde; ich schwor ihm, nichts als die Wahrheit gesagt zu haben, worauf er mir Unterhalt und Kleidung geben ließ.

Auf diesem Kastell, das weder Wall noch Schanzen besaß, gab es drei Reihen Kanonen, zweihundertundfünfzig Stück, eines immer zwischen zwei anderen darüber oder darunter, so daß einen der bloße Anblick schon in Schrecken setzen konnte. An Besatzung waren sieben- bis achthundert Mann da, und außerhalb der Festung wohnten die sogenannten Freibürger, die von Viehzucht, Ackerbau und Weinanlagen leben und mit den ankommenden Schiffen Waren eintauschen. Neben dem Kastell lag ein schöner Park in einer Ausdehnung von einer halben Meile in der Länge und Breite, in dem es die üppigsten Weinberge und Obstplantagen gab. In der weiteren Umgebung wimmelte es von allerhand Tieren, namentlich Löwen, Wild- und Stachelschweinen. Die letzteren haben auf ihrem Rücken lange Stacheln — daher ihr Name — mit denen sie sich gegen ihre Todfeinde, die Löwen, wehren und fast stets Sieger bleiben.

In diesem Kastell blieb ich vier Wochen, allein es kam kein spanisches Schiff mit meinem Vermögen an. Aus diesem Grunde schien der Kommandant meiner anfangs gemachten Er-

zählung immer weniger Glauben zu schenken. Schließlich fragte er mich, ob ich bei ihm in Kriegsdienste treten oder mit einem demnächst abgehenden Schiff nach Deutschland fahren wollte. Ich wählte das letztere; der Kommandant schenkte mir in Anbetracht meines ausgestandenen Unglücks einige Taler, ließ mich neu kleiden und sorgte für freie Überfahrt auf dem Schiff.

Sobald das Zeichen zur Abfahrt mit der Trommel gegeben wurde, begab ich mich an Bord. Nachdem sich das Schiff genügend mit Holz, Wasser und Lebensmitteln, hundert Schafen, fünfzig Stück Rindvieh, Pökel- und geräuchertem Fleisch, ferner mit Rüben, Kraut, Zwiebeln, Salat, Limonen, Zitronen u. a. m. versehen hatte, stießen wir vom Lande ab.

Dreizehntes Kapitel.

Bernhard kommt nach Deutschland, erhält Nachricht von Claudittchen und findet seine Mutter Stichira.

Als wir vom Kap der guten Hoffnung absegelten, trafen wir günstigen Wind und erreichten nach zwei Monaten die Höhe von Texel, nach weiteren fünfundzwanzig Tagen Mittelburg in Seeland und gelangten nach acht Tagen nach Amsterdam. Von dort wollte ich nach Deutschland reisen und hoffte in meinem Innern, man würde sich hier, wenn ich meine Erlebnisse er-

zählte, förmlich um mich reißen und mein Herrscher würde sich glücklich preisen, wenn er mich als Minister bei sich anstellen könnte. In Amsterdam setzte ich mich auf eine sogenannte „Treck-Schute“ und fuhr nach Glückstadt. Unterwegs wäre das Boot durch die Unvorsichtigkeit des Schiffers beinahe umgeworfen worden, und ich geriet in Lebensgefahr. Gottlob überstand ich diese, wobei mir das Sprichwort einfiel: Was an den Galgen kommen soll, ersäuft in keinem Wasser.

Endlich also gelangte ich wieder auf deutschen Boden und stieg eine Meile vor Glückstadt aus. Eine halbe Stunde war ich gegangen, als ich ein schönes Klostergebäude vor mir sah. Ich bewunderte den prächtigen Bau und die gleichmäßige Architektur. Es war gerade Meßzeit, und um die erste Messe zu hören, trat ich in die Kirche ein. Nachdem diese beendet war und das Volk gegangen war, blieb ich noch drinnen, da ich mich an den schönen Bildern von allen möglichen Heiligen gar nicht satt sehen konnte. Hinter dem Altar war ein überlebensgroßes Bild der Stifterin dieses Klosters, von dessen Schönheit ich ganz entzückt war.

Während ich das Bild noch anstaunte, gesellte sich eine alte Frau im Nonnengewande zu mir. Sie räumte die Kirche auf und machte mich auf die Heiligtümer und Hauptsehenswürdigkeiten aufmerksam. Ich fragte die Frau nach der Gründerin und Stifterin dieses Klosters; vor zwanzig Jahren, als ich in dieser Gegend gewesen wäre, setzte ich

hinzu, wären solche wunderbaren Gebäude meiner Erinnerung nach noch nicht hier vorhanden gewesen.

„Ja, mein lieber Freund," versetzte die Alte, „dies alles würde nicht hier stehen, wenn nicht unsere heilige Äbtissin, deren lebenswahres Bild Ihr hinter dem Altar seht (sie wies mit der Hand dorthin), in ihrer Jugend trotz ihres großen Reichtums Unglück in ihrer Ehe gehabt hätte. Sie war das tugendhafteste Wesen in ganz Glückstadt. Ihr Vater war einer der reichsten und angesehensten Kaufleute und hatte einen armen Straßenjungen aus Mitleid in sein Haus aufgenommen, der durch verschiedene Glücksumstände ebenfalls zu großem Vermögen gelangte. Diesem wurde das schöne Mädchen zur Ehe versprochen. Alles war zur Hochzeit vorbereitet und die feierliche Vermählung sollte in einer Stunde vor sich gehen. Doch die Freude verwandelte sich in Herzeleid; denn der Bräutigam war plötzlich aus dem Hochzeitshause verschwunden, und kein Mensch wußte, wo er hingekommen war. Die See, die hinter dem Hause lag, wurde von Schiffern und Tauchern abgesucht und durchwühlt; jedoch vergeblich. Nun wurden nach allen Windrichtungen Boten ausgeschickt und eine hohe Belohnung demjenigen versprochen, der auch nur die geringste Kunde von dem Bräutigam geben könnte. Auch das war umsonst. Nach einiger Zeit fand sich wohl eine alte Ausgeberin eines gewissen Schlosses, die eine Anzahl Briefe einsandte, nach denen der Gesuchte mit ihr in wilder Ehe ge-

lebt und zurzeit ihr Ehemann wäre. Herr Hugon aber — so hieß der Kaufmann — und seine Tochter Clauditta hielten diese Nachricht für unwahr und haben diese Spur des Bräutigams auch nicht weiter verfolgt. Über diese ganze Angelegenheit grämte sich Herr Hugon so sehr, daß er nach knapp anderthalb Jahren das Zeitliche segnete und seiner Tochter einige Tonnen Goldes hinterließ. Diese nun entsagte nach ihres Vaters Tode allen Freuden dieser Welt und erbaute von ihrem Erbteil dieses Kloster, die sogenannte Kreuzburg, dem sie als Äbtissin vorsteht und in dem sie ein strenges und untadeliges Leben führt."

Soweit war die Alte mit ihrer Erzählung gekommen. Als ich aber die Namen Hugon und Clauditta nennen hörte, fiel ich in eine tiefe Ohnmacht vor dem Bilde nieder, worüber die alte Nonne nicht wenig erschrak. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu mir kam, nachdem sie mich mit Balsam eingerieben und mit anderen stärkenden Sachen meine Lebensgeister zurückgerufen hatte, weinte ich wie ein kleiner Junge und heulte wie ein Jagdhund. Dann faßte ich die Alte bei der Hand, herzte und drückte sie und bat sie, mir eine Gelegenheit zu verschaffen, mit der Äbtissin Clauditta zu reden. Doch sie erwiderte, das wäre ganz unmöglich, denn die Äbtissin wollte mit Ausnahme ihres Beichtvaters mit keinem Manne auf der ganzen Welt sprechen und ergötzte sich nur an himmlischen Dingen, nachdem sie der Welt gänzlich entsagt hätte.

Wie ich nun die rechte Hand der Nonne in der meinen hatte, wurde ich plötzlich ein schwarzes Kreuz in der Innenfläche gewahr. Ich fragte die Alte, was das zu bedeuten hätte und ob es vielleicht ein hier übliches Ordenszeichen wäre.

„Ach," versetzte sie mit einem tiefen Seufzer, „mein lieber Freund, da fragt Ihr mich zu viel. Es ist kein Ordenszeichen, sondern ich werde dadurch stets an eine große und schwere Sünde gemahnt, die mich immer wieder zur Buße veranlaßt. Die Zeit würde Euch lang werden, wenn ich Euch die Bedeutung dieses Kreuzes erklären sollte, das ich von meinem achtzehnten Lebensjahre an auf meiner Haut trage, das mir trotz den Schmerzen, die ich dabei empfunden, die mütterliche Liebe so fest eingeprägt hat, als ich von meinem Kinde in seiner jüngsten Jugend Abschied nehmen mußte; ein gleiches Zeichen habe ich ihm an einem verborgenen Orte tief ins dicke Fleisch eingedrückt."

Man kann sich denken, wie mir bei diesen Worten weich ums Herz wurde. Ich fragte die Alte nach ihrem Namen.

„Mein unglücksvoller Name", lautete ihre Antwort, „ist Stichira."

Potz Himmel! Hölle von Flaschen! Sauerkraut! Wie fiel ich meiner Mutter um den Hals, wie herzte und küßte ich sie! Sie konnte sich meiner Liebkosungen kaum erwehren. „O Mutter, Mutter Stichira!" rief ich; „ich bin ja Ihr lieber Sohn Bernhard!"

Sogleich bekam mich meine Mutter zu packen und riß mir geschwind die Hosen herunter. Als ihr durch das schwarze Kreuz auf meiner linken Hinterbacke die Wahrheit kund wurde, küßte sie mich ab und wollte gar nicht von mir ablassen. Ich fürchtete wirklich, sie würde mich vor lauter Liebe auffressen! So groß war ihre Freude, mich wiederzusehen. Da sich über Nacht kein Mann im Kloster aufhalten durfte, so nahm sie von der Äbtissin Urlaub und ging mit mir nach Glückstadt. Unterwegs erzählte ich ihr, wie es mir ergangen war, und bat sie, auch mir ihre Lebensschicksale mitzuteilen, wozu sie denn auch gleich bereit war.

Vierzehntes Kapitel.

Stichira erzählt ihrem Sohne Bernhard, wie es ihr ergangen.

„So wisse denn, mein lieber Sohn," begann meine Mutter, „daß ein Weib ohne Zucht wie Fleisch ohne Salz ist. Wenn dieses ohne Salz im Sommer liegen bleibt, wird es stinkend und madig; und ein Weibsbild, das nichts auf Zucht und Sitte gibt, wird sündlich.

Viele Eltern haben an ihren Kindern einen Narren gefressen und glauben, wenn sie sich in ihrem Beisein ehrbar und schamhaft aufführen, sie wären stets die reinen Engel. Dann sagt die närrische Mutter: „Ach Gott, zu solchen Dingen neigt meine Tochter wirklich nicht; das Mädchen

ist viel zu ehrbar. Ich glaube, wenn jemand sie küssen wollte, sie kratzte ihm beide Augen aus!"

Eben diesen Fehler hatten meine Eltern auch an mir begangen. Die Freiheit, die sie mir neben vielem Müßiggange gestatteten, war der Ursprung meines Unglücks. Ich will dir nur soviel sagen: Ich habe dich in Diensten der Frau Gräfin Malade außer der Ehe empfangen. Ich sündigte nicht nur mit deinem Vater, sondern lebte in Unzucht. Auch schwieg ich bei dem ehebrecherischen Leben der Gräfin, ja, ich war ihr sogar dazu behilflich.

Wie die Arbeit, so der Lohn. Denn als die Gräfin starb, war ich in Unehren schwanger, und deinem Vater hätte seine böse Arbeit fast den schmählichsten Tod gebracht, wenn ich ihn nicht aus der Gräfin Gruft, in die er eingesperrt wurde, errettet hätte. Dieser Begräbnisplatz war dein Geburtsort; nach sechs Wochen wurdest du mir genommen, und ich brannte dir und mir dieses Kreuz auf die Haut. Dann wurde ich nebst deinem Vater, dem Mönch Capernoster, und dem Trompeter Osofur auf der Teufelsinsel ausgesetzt, nachdem man uns dreien ein wenig Proviant, drei Flinten, einen Sack mit Pulver und Blei, einige Beile und eine Säge gegeben hatte.

So kamen wir aus der lieblichen Gesellschaft der Menschen in elende Einsamkeit, wo wir keinen Menschen sahen. Dein Vater Capernoster erklärte mich bereitwillig als seine Frau, und wir waren vor allem darauf bedacht, uns eine Hütte zu bauen, um uns vor den wilden Tieren zu

schützen. Zunächst aber konnten wir keinen passenden Ort finden und mußten einige Tage und Nächte unter freiem Himmel zubringen, uns von wilden Wurzeln nähren und alle Qual und Angst vor Gespenstern durchmachen. Bei diesem einen Unglück blieb es nicht; es kam auch gleich noch ein zweites hinzu. Osofur wollte das gleiche Recht wie dein Vater an mir haben, womit ich freilich nicht einverstanden war und dein Vater noch viel weniger. Anfangs kam er mit den schönsten Liebesworten; als ich ihnen kein Gehör geben wollte, suchte er mit Gewalt zu erreichen, was ihm in Güte versagt wurde. Ich nahm deswegen Zuflucht zu deinem Vater, wodurch aber Osofur noch rasender und rachsüchtiger wurde. Schließlich wollte er sogar Hand an deinen Vater legen; sie kamen ins Handgemenge, und er hätte deinen Vater ganz gewiß überwältigt, wenn ich mich nicht seiner angenommen hätte. Ich ergriff ein Beil und schlug damit derartig nach ihm, daß ihm die eine Hand vor die Füße fiel. Wenn ich auch Reue über meine Tat empfand, so war sie nicht ungeschehen zu machen. Das Blut floß ohne Unterlaß trotz aller unserer Mühen, es zu stillen, daß er unter vielen Schmerzen am dritten Tage sein Leben verlor, nachdem er zuvor deinen Vater und mich herzlich um Verzeihung gebeten hatte und von deinem Vater auf den Tod vorbereitet war. Wir begruben ihn, so gut wir konnten, unter einem Ebenholzbaum, in den dein Vater eine Grabschrift einschnitt.

Nun waren wir nur noch unser zwei. Dein Vater und ich lebten wie ein neuer Adam und eine neue Eva. Keinen Hader, keinen Zank gab es unter uns, jeder tat seine Pflicht. Tagsüber ging dein Vater mit der Flinte umher, brachte Gemsen und wilde Gänse sowie deren Eier, die einen vorzüglichen Geschmack hatten, trug Holz und andere Dinge zu unserem Lebensunterhalt nach Hause. Ich richtete die Speisen in großen Muscheln zu, deren wir genug am Strande fanden. Wenn wir das Holz stark aneinander rieben, bekamen wir bald Feuer. Auch bemühte sich dein Vater, uns eine leidliche Hütte zu bauen.

Nachdem wir über einen hohen Berg gestiegen waren, kamen wir auf eine ebene Wiese, auf der nicht allein gutes Gras wuchs, sondern auch eine kristallklare Quelle floß. An der einen Seite war ein kleines Gehölz mit wilden Obst- und Zitronenbäumen. Hier bauten wir uns unsere Hütte, in der wir auf vorzüglichem Heu miteinander ruhten und von wilden Tieren nichts zu befürchten hatten; nur plagten uns die Gespenster. Dein Vater Capernoster war auch auf den Gottesdienst bedacht, und in Ermangelung einer Kirche richtete er ein hölzernes Kreuz auf, vor dem wir unsere Morgen-, Abend- und Sonntagsandachten verrichteten. Von der Stelle, wo das Kreuz stand, hatten wir einen freien Ausblick auf das Meer.

Eines Tages wurden zwei Tonnen an den Strand gespült; wir öffneten sie und fanden in der einen Sirup, in der anderen Gold und Edelsteine.

Wo dein Vater diesen Inhalt der zwei Tonnen hintat, weiß ich nicht mehr; jedenfalls nützten sie uns nichts. Zuweilen sahen wir Schiffe an unserer Insel vorbeisegeln, aber stets in solcher Entfernung, daß man uns nicht erblicken und unser Rufen nicht hören konnte.

So vergingen die ersten drei Jahre; wir wurden das einsame Leben bald gewohnt, und ich machte mir keine Gedanken mehr, wie wir von der Insel fortkommen könnten. Dabei aber dachten wir an unseren Tod; dein Vater hatte aus einem großen Baum einen Sarg gemacht, in den wir uns hineinlegen wollten, wenn wir unser Ende herbeikommen merkten. Einen zweiten Baum hatte er zu einem Kahn ausgehauen, in dem er zum Fischfang zuweilen auf das Meer hinausfuhr. Kaum war der Sarg fertig geworden, als mein Versorger an einem heftigen Fieber erkrankte. Ich wartete und pflegte ihn, so gut ich konnte; trotzdem starb er nach neun Tagen und versetzte mich in den betrüblichen Witwenstand. Ich legte ihn unter großer Mühe und Anstrengung in den selbstgefertigten Sarg, tat ihm eine Grabschrift hinein, machte den Deckel zu und schob ihn unter unsere Hütte. Ich weinte alle Tage und kam öfters auf den Gedanken, mich ins Meer zu stürzen und so mein Leben zu endigen, wovor mich jedoch Gott, zu dem ich fleißig betete, gnädig behütete. Meine Kleidung war zerrissen, und ich hüllte mich in Gemsenfelle, die ich zusammennähte.

Nach deines Vaters Tode mußte ich mich nun

selbst nach Nahrung und Kleidung umsehen. Zu dem Zweck nahm ich die eine Flinte und ging damit ins Gebirge, eine Gemse zu schießen, oder ich suchte Muscheln am Strande, die eine leidliche Mahlzeit gaben, wenn mir auch viele infolge der Hitze des Feuers zersprangen.

Als ich einstmals mich etwas weiter von der Hütte entfernt hatte und mit einem Beile Holz haute, mußte wohl der Schall davon sich weit auf der Insel ausgedehnt haben. Denn in dem Augenblick, wo ich wieder fortgehen wollte, sah ich mich einem gräßlichen großen Affen gegenüber, der hundert kleinere bei sich hatte. Er hatte einen langen, spitzen Pfahl auf der Schulter, während die anderen Stangen und Baumäste trugen. Sie gingen wie die Menschen auf zwei Beinen und in einer Ordnung, als ob sie Soldaten wären. Sobald sie mich sahen, kamen sie eiligst auf mich zugelaufen. Ich riß aus und gedachte, meine Hütte erreichen zu können; sie hatten mich aber bald eingeholt. Der große Affe packte mich bei der Hand, nahm mir das Beil aus der Hand, steckte seinen Spieß in die Erde, und sogleich standen die anderen hinter dem Spieße still. Ich zitterte und bebte vor Schrecken. Der Affe warf mich zur Erde und riß mir meine Kleider vom Leibe, bis ich ganz nackt dalag. Als er mich aber in diesem Zustande erblickte, fing er an, mich zu liebkosen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß in einer wilden Bestie soviel List und Verstand sein sollten. Er gab mir eine Art süßer Früchte, die ich mit großem Appetit aß. Sobald ich aber

eins von meinen Kleidungsstücken ergriff, duldete er es nicht, sondern nahm es mir mit Freundlichkeit und ohne Gewalt wieder weg. Als er mich, nachdem ich gegessen hatte, wie ein Mann bei der Hand führen wollte, sperrte ich mich dagegen; doch half mir alles Sträuben nichts. Er nahm mich einfach wie ein Kind auf den Arm und trug mich so eine halbe Stunde lang, wobei er mich wiederholt heftig an sich drückte. Nachdem ich des Getragenwerdens überdrüssig war, mußte ich mitgehen, wo mich das Ungeheuer hinführte.

Wir gelangten schließlich zu einer tiefen Höhle, und der Affe brachte mir auf sehr manierliche Weise Speise und Wasser. Sobald aber die Nacht hereingebrochen war, wollte er mit mir verrichten, was sonst ein Mann mit einer Frau zu tun pflegt. Dem widersetzte ich mich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften. Nachdem ich aber wohl anderthalb Stunden mit ihm gerungen hatte und keine Kraft mehr in mir fühlte, ihm weiter Widerstand zu leisten, mußte ich der rohen Gewalt weichen und geschehen lassen, was mir schmerzlicher als der Tod selbst vorkam.

Ich weinte, heulte und rief um Hilfe; er kehrte sich jedoch nicht im geringsten daran; und als er mit seiner Tat fertig geworden war, machte er hundert Sprünge um mich herum und trieb so närrische Possen, daß ich trotz meinem großen Unglück lachen mußte. Dabei muß ich bekennen, daß, wenn dieses unverständige Vieh ein Mensch gewesen wäre, ich mit ihm ganz zufrieden gewesen

wäre, denn in seinem sonstigen Benehmen gegen mich beschämte er viele Männer in Deutschland, die bei weitem nicht soviel Liebe und Aufmerksamkeiten für ihre von Gott zugeordneten Ehegattinnen haben.

Das gewaltsame Widerstreben half mir weiter nichts, als daß ich nur um so fester gehalten wurde und am ganzen Körper braune und blaue Flecke hatte. Ich mußte mich also seiner Stärke fügen, wodurch mich der Affe immer lieber gewann und mich mit wohlschmeckender Speise versorgte. Auch brachte er mir zuweilen ein eigenartiges dickblätteriges Kraut, das eine starke Hitze erzeugte, so daß, wenn ich rohes Fleisch hineintat, dieses nach einigen Stunden gar gekocht war. Eines Tages ging ich vor die Höhle, um mir trockene Baumblätter zur Auffrischung meines Lagers zu sammeln; sobald das mein Affenmann sah, kommandierte er zwölf kleine Affen, die das Laub zusammensuchen und in die Höhle tragen mußten, wodurch ich ein weiches Lager bekam. Ein anderes Mal hatte ich mich an den Strand begeben, um Muscheln zu suchen, die als Trinkgeschirr dienen konnten. Sogleich wurden mir von den kleinen Affen mehr als fünfzig Stück gebracht; ja, der große Affe trank selbst mit mir aus den Muscheln, in denen die kleinen frisches Wasser für uns holten. Kurz, ich konnte mich in keiner Weise über ihn beklagen; nur duldete er es auf keinen Fall, daß ich allein die Höhle verließ. Sobald es Tag wurde, ging er auf Raub aus, wobei er die jungen Affen mitnahm.

Gar zu gern wäre ich in meiner Hütte gewesen, in der ich mit deinem Vater Capernoster gelebt hatte; allein die Höhle, in der ich jetzt hausen mußte, lag zwischen zwei Hügeln, so daß ich nicht ungesehen herauskommen konnte. Als ich mich einmal verlaufen hatte und er mich nicht in der Höhle vorfand, kam er mir bis zum Strand nachgesprungen; und weil ich nicht sofort mit ihm umkehren wollte, riß er einen Baum los und schlug damit auf mich los, bis ich wieder in der Höhle war, worauf er mich freundlich liebkoste. Von nun ab stellte er auf dem ganzen Weg von der Hütte bis zu den beiden Hügeln junge Affen als Wache auf. Sobald ich dann aus der Höhle hinausging, schrien diese laut: „Pau! Pau!“ bis es der große Affe hörte und herbeigelaufen kam. Hals über Kopf mußte ich schleunigst in die Höhle zurückrennen; denn wenn er mich noch außerhalb antraf, hätte ich mit Baumästen Prügel bekommen, die zwar wegen der daran haftenden Blätter nicht allzu weh taten; waren die Blätter aber erst abgestreift, dann waren sie schmerzender als eine Rute.

Zuweilen betrog ich aber doch die Affen und machte grüne Zweige rund um mich, so daß ich wie ein grünender Baum aussah. Auf diese Weise hätte ich einmal leicht entkommen können, wenn nur ein Wald in der Nähe gewesen wäre, von dem aus ich dann meine Hütte hätte aufsuchen können. So glücklich war ich nun leider nicht. Geschwind kam der große Affe hinter mir her, und ich glaube ganz bestimmt, er hatte meine Spur gerochen.

Er riß mir die Äste vom Leibe, was mir viele Schmerzen bereitete, und peitschte mich damit. Schnell warf ich mich zu Boden und begann fürchterlich zu schreien; er geriet in solche Wut, daß er die beiden Affen, die auf den Hügeln Posten gestanden und mich nicht bemerkt hatten, vor meinen Augen zerriß. In meinem Schreck darüber gelobte ich mir, nie wieder vor die Höhle zu gehen, damit mir nicht ein gleiches passierte.

Am nächsten Morgen ging er nicht wie gewöhnlich auf Raub aus, sondern paßte den ganzen Tag auf mich auf.

Ich brachte meinem Affenmann nach neun Monaten eine tote Frucht zur Welt, die einem Affen ähnlicher war als einem Menschen; nur war sie nicht rauh, wie junge Affen, sondern nackt und glatt. Er beleckte diese Frucht wohl zehnmal am Tage und legte sie mir immer wieder unter, wie wenn ich ihr dadurch das Leben wiedergeben könnte, so daß sie schließlich zu stinken anfing. Wenn der Affe mich verließ, trug ich die Frucht vor die Höhle, doch brachte er sie mir drei Tage lang immer wieder hinein, bis ich sie schließlich weit wegschaffte. Da aber die jungen wachestehenden Affen „Pau! Pau!“ machten, kehrte ich eiligst wieder um und erreichte die Höhle, ehe er herzukam. Glücklicherweise brachte er den toten Affen nicht wieder mit, und ich weiß nicht, wo er hingekommen ist.

Nach einigen Jahren wurde ich wiederum schwanger oder vielmehr trächtig, und brachte eine junge, wie ein richtiger Mensch gestaltete Tochter

zur Welt. Niemand wie nur Gott allein war mein Helfer. Ich ging lange mit meinem Gewissen zu Rate, ob es nicht besser wäre, wenn ich diese Leibesfrucht umbrächte, damit sie nicht auch dereinst das Weib einer solcher Bestie würde. Allein meine natürliche Mutterliebe brachte es nicht übers Herz, so daß ich sowohl diese als noch eine andere Frucht männlichen Geschlechts, die aber weit menschlicher als die Erstgeburt aussah, am Leben ließ. Der Affe hatte eine große Freude über seine Nachkommenschaft und gewann mich täglich lieber, da ich nunmehr die Höhle überhaupt nicht mehr verließ. Ich säugte meine Kinder, solange ich konnte; hernach kaute ich ihnen eine gewisse süße Frucht, die mir mein Affenmann brachte.

So gut ich es vermochte, brachte ich meinen Kindern menschliche Gewohnheiten bei, die meine Tochter besser annahm als mein Sohn. Ich lehrte sie die Hände falten; und wenn der Affe nicht bei mir war, betete ich in meiner großen Not inbrünstig zu Gott. Von einer Fähigkeit, zu sprechen, konnte ich leider bei meinen Kindern, deinen Geschwistern, nichts bemerken. Oftmals dachte ich daran, wieviel besser es für mich wäre, wenn ich tot wäre; doch wollte ich nicht selbst Hand an mich legen, und den Affenmann derartig zu reizen, daß er mich umbrächte, schien mir ein entsetzlicher Gedanke. In solcher Angst, was aus mir werden sollte, zweifelte ich an Gottes Gnade; denn ich sah ein, daß eine solche Sodomitin, wie ich eine war, Gott nicht angenehm sein könnte, wenn sie in solcher

Unreinlichkeit stürbe. Und doch schien mir eine Erlösung vor meinem Lebensende ausgeschlossen. Oft wünschte ich, die Affen hätten mich gleich beim ersten Male, wo sie mich gesehen, in Stücke zerrissen; andererseits schien aber meine Gegenwehr, die freilich vergebens gewesen war, für mich zu sprechen.

Allein, mein lieber Sohn, was mir unmöglich schien, das wußte Gott möglich zu machen, als ich am wenigsten daran dachte. Da ich nämlich infolge der Erziehung meiner Kinder in einem Zeitraum von drei Jahren nur wenig aus der Höhle herausgekommen war, so hatte mein Affenmann allmählich die Aufstellung von Wachposten vergessen; die kleinen Affen gaben immer weniger auf mich acht, und diesen Umstand hatte der Himmel zu meiner Erlösung ausersehen.

Eines Tages hörte ich nämlich ein schreckliches Weinen und Heulen in der Nähe der Höhle, und als ich neugierig hinaustrat, um zu sehen, was es gab, kam mir eine Weibsperson in voller Kleidung entgegen. Ich erschrak über ihr Kommen, schämte mich aber auch meiner Nacktheit wegen; schließlich faßte ich mir ein Herz, indem ich folgendes bei mir überlegte: wenn jene Erscheinung wirklich ein Mensch ist und mir beisteht, so kann ich vielleicht mit ihrer Hilfe durch Gewalt oder List von meinem Affenmann loskommen und mit meinen Kindern in meine Hütte gelangen, wo ich mit Ruhe und Vergnügen sterben würde.

Ich redete die Frau daher an und fragte sie,

wie sie an diesen öden Ort gekommen wäre. Sie antwortete mir in einer Sprache, von der ich kein Wort verstand; dabei weinte sie und wies mit der Hand nach dem Strande. Daraus entnahm ich, daß noch mehr Menschen vielleicht durch einen Sturm hierher verschlagen worden wären, und lief, so schnell mich meine Füße nur trugen, an die See hinunter. Als ich aber hinkam, war das Schiff, das an der Insel gelandet war und Wasser eingenommen hatte, schon wieder abgestoßen; gottlob war es aber noch nicht so weit entfernt, daß man mich nicht sehen und mein Rufen nicht hören konnte, wenn man mich auch vielleicht für die Frau hielt, die ausgestiegen war und der die wilden Tiere die Kleider weggenommen hatten.

Ich fiel auf meine Knie nieder, hob meine Hände empor und flehte auf diese Weise die Schiffsinsassen an, mich mitzunehmen; schließlich stieß tatsächlich ein Boot von dem Schiffe ab, und die Matrosen fragten mich, als sie den Strand erreicht hatten, was ich wünschte. Um aller Heiligen willen bat ich sie flehentlich, mich mitzunehmen und fortzubringen, ehe mein tyrannischer und unvernünftiger Mann dazu käme und mich ihren Händen wieder entrisse. Sie ließen sich auch erbitten und hoben mich in ihr Boot. Wir waren noch nicht weit vom Ufer entfernt, als ein ganzes Kriegsheer von Affen am Meeresufer erschien. Mein Mann, seinen Spieß wie üblich auf der Schulter, führte den Trupp an. Sobald er mich in dem Boot erblickte, fing er ein erbärmliches Geschrei an, in das

alle anderen Affen einstimmten. Bis an den Hals lief er ins Meer, dann kehrte er wieder um; so wiederholte er es mehrere Male. Ich aber war herzlich froh, daß ich seinen Klauen endlich entgangen war. Er versuchte dem Boot nachzuschwimmen und hätte es auch zu meiner großen Angst bald erreicht, wenn ihn nicht einer der Matrosen auf die Finger geschlagen hätte, worauf er sofort umkehrte; die anderen Affen liefen unterdessen am Ufer auf und ab, bis mein Affenmann wiederkam und unsere beiden Kinder aus der Höhle holte. Er hob das kleinste hoch und hielt es zu mir hin, wodurch er mich offenbar zur Umkehr bewegen wollte; da ich aber trotzdem weiterfuhr, warf er es schließlich ins Meer. Dann ergriff er das ältere, nahm es auf den Rücken und schwamm mit ihm dem Boote nach. Da er sah, daß auch das mich nicht zur Umkehr bewegen konnte, ersäufte er es ebenfalls im Meer. Das dauerte mich von ganzem Herzen, und ich bat die Matrosen, mein Kind zu retten; sie kehrten auch um, doch war das Kind schon tot, als wir es auffischten. Mein Herz wollte mir vor Jammer über den Tod meiner unschuldigen Kinder brechen.

Endlich gelangte ich an das Schiff und wurde freundlich aufgenommen. Alle Passagiere und Matrosen konnten sich über das Verhalten meines Affenmannes nicht genug wundern, der dem Schiff nachschwamm, bis seine Kräfte ihn verließen und er unterging; seine Liebe war also bis zum Tode getreu und beständig.

Nun wollten alle meine Geschichte wissen, namentlich was es mit dem Affen für eine Bewandtnis hatte. Ich erzählte aufrichtig meine Schicksale, so wie ich sie dir, mein lieber Sohn, jetzt erzählt habe. Es war ein portugiesisches Schiff, und alle Leute darauf verstanden nur Portugiesisch mit Ausnahme von zwei Frauen, denen meine Pflege anvertraut wurde. Zunächst bekam ich zu essen und einen Trunk spanischen Weins, an dem ich mich recht erquickte. Darauf erkundigte ich mich bei meinen beiden Pflegerinnen, was das Frauenzimmer begangen hätte, das man auf der Insel ausgesetzt hätte, dem ein gleiches Schicksal wie mir bei den Affen bevorstände und das du, mein lieber Sohn, ja kennen gelernt hast. Man antwortete mir darauf folgendes: Jenes Weib ist eine der ärgsten Huren in Goa gewesen, die durch ihre schimpfliche Lebensart viele Leute an sich gezogen hat, bis sie schließlich verhaftet werden sollte. Da sie davon Kunde bekam, hat sie sich als Matrosen für dieses Schiff anwerben lassen, sich in Männerkleider versteckt und in jeder Nacht mit drei bis vier Matrosen Unzucht getrieben, so daß mehr als ein Dutzend Leute als Belohnung die Franzosenkrankheit von jener Hure bekamen. Dadurch kam man dahinter, daß sie ein Weib war, und nach gehaltenem Schiffs-Kriegsrat wurde sie auf jene öde Insel verbannt. Da die Hurerei ihr ganzes Wesen und einziges Vergnügen ist, so werden die Affen ihr nur angenehm und ein lieber Zeitvertreib sein.

Sobald wir in Portugal gelandet waren, drang der Ruf von mir und meinem Schicksal durch das ganze Königreich. Die Schiffsleute erzählten überall mein Abenteuer, und ich fiel der Inquisition in die Hände, die mich in Haft nahm, weil ich so lange Zeit mich mit einem Affen abgegeben hatte, und mich zum Tode verurteilte. Da ich die portugiesische Sprache nicht verstand, so ließ man einen Geistlichen aus Deutschland kommen, der mich zum Tode durch den Scheiterhaufen vorbereiten sollte und mir meine Sünde auch sehr ernstlich vorstellte.

‚Sieh, du unbändiges Weib,‘ sagte er zu mir, ‚wohin dich die Einbildung deiner törichten Liebe und Wollust gebracht hat! Willst du nun lieber geraden Wegs nach der Hölle rennen, als durch wahre Reue über deine Sünden den Himmel erben? Wie ist es denn, Stichira? Ist denn während der dreizehn Jahre, die Ihr auf der Insel mit dem Affen zusammen gelebt habt, kein Schiff dort gelandet oder wolltet Ihr nicht mit denen, die nach Europa fuhren, in Euer Vaterland zurückkehren? Sagt es mir und verbergt mir nicht die Ursache, warum Ihr so lange dort bliebt? Glaubt mir, Euer Bekenntnis wird einer mit anhören, der Euer Elend durch seine Güte und Barmherzigkeit zu mildern vermag.‘

Ich erwiderte ihm, Schiffe wären vermutlich an der Insel vorbeigekommen, hätten auch wohl dort gelandet; doch hätte ich in der langen Zeit kein einziges gesehen, weil ich keinen Schritt hätte aus der Höhle heraustun dürfen. Nun stellte er mir

die Größe meiner Sünden vor, wie ich den Verstand, den mir der allmächtige Schöpfer gegeben, so übel angewendet und nicht beachtet hätte, daß ich durch mein sündhaftes Leben einem wilden Tiere gleichgeworden wäre. Besser wäre es demnach für mich, meinen Leib ins Unglück, als meine Seele ins ewige Verderben zu stürzen. ‚Wißt Ihr denn nicht,' fuhr er fort, ‚wie sauer Ihr Eurem Heiland zu erwerben geworden seid und was er am Kreuzesstamm für Euch gelitten hat? Soll dieses sein Verdienst an Euch gänzlich verloren sein?' — Du kannst dir denken, mein lieber Sohn Bernhard, wie mich seine Worte fast zur Verzweiflung brachten!

Deshalb antwortete ich dem Pfarrer: Lieber Herr Pater! Ich gestehe gern, daß ich die sündhafteste Kreatur auf Erden bin; und meine Sünden sind so groß, daß ich kaum auf Vergebung zu hoffen wage. Ich bekenne, daß ich dafür die schwerste Strafe verdient habe. O ich verdammungswürdiges Weib! Was habe ich getan? Wie soll ich vor Gottes Richterstuhl bestehen? Durch eine unerhörte Sünde habe ich, ausgeschlossen von aller Menschheit, meine vernünftige Seele, die aus der reinen Quelle der Gottheit geflossen und mir zum teuersten Pfande gegeben ist, durch enge Gemeinschaft mit einer Bestie in eine sinnliche verwandelt. Ein Mensch bin ich gewesen und habe viehische Werke getrieben.

Als mich der Pfarrer so bußfertig sah, sprach er mir Trost zu. ‚Weib,' sagte er, ‚ich höre wohl,

daß deine Sünden groß sind; doch wisse, selbst wenn sie unzählig wären, Gottes Barmherzigkeit ist doch noch größer. Er hat dir Zeit gegeben zur Bekehrung. Kehre um, du sündhafte Kreatur, und bringe ein zerknirschtes Herz vor den Herrn; mach es rein mit dem Glauben an Jesum Christum; tust du das, so versichere ich dich der göttlichen Gnade, die bisher noch nie bei einem bußfertigen Menschen ausgeblieben ist. Tröste dich in Gottes Barmherzigkeit!'

Ich erzähle dir dies etwas ausführlicher, mein lieber Sohn, weil ich aus deiner Lebensbeschreibung ein leichtsinniges Gemüt und einen verstockten Sinn wahrgenommen habe, damit du dich durch mein betrübliches Beispiel eher an deinem Lebensende auf den Weg der Buße leiten läßt.

Darauf beichtete ich dem Pfarrer nochmals sehr demütig und bekannte alles, was ich noch auf dem Herzen hatte und mein Gewissen beschwerte; ich verließ mich auf Gottes Gnade, war ganz getrost vor dem Tode und sah dem Tage ruhig entgegen, an dem das Todesurteil an mir vollzogen werden sollte. Allein der damalige päpstliche Nuntius am portugiesischen Hofe, Capo di Ferra, hatte von meinem Schicksale genaue Nachricht eingezogen, alles nach Rom gemeldet und bei dem portugiesischen Hofe eine nachdrückliche Bitte für mich eingelegt. Von Rom kam denn auch schon nach kurzer Zeit der Bescheid: Weil ich als ein schwaches Weib, um dem augenscheinlichen Tode zu entgehen, in die begangene Missetat hätte ein-

willigen müssen und dazu keinen Vorsatz gehabt noch mich durch die Flucht hätte retten können, so sollte das Urteil der Todesstrafe in Verbannung in ein Kloster umgeändert werden. Diesen Bescheid überbrachte mir mein deutscher Pfarrer, als ich mit Furcht und Zittern der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen entgegensah. Es gelang ihm, mich mit nach Deutschland zu nehmen, und durch die Fürsprache vieler Menschen, die mein Abenteuer erfahren hatten, bin ich als Glöcknerin in diesem Kloster zur Kreuzburg angestellt worden, wo du mich bei Ausübung meines heiligen Dienstes angetroffen hast."

So endete meine Mutter ihre Erzählung. Am nächsten Tage reisten wir wieder nach dem Kloster, wo meine Mutter der Frau Äbtissin Clauditta meine Ankunft mitteilte und meinen herzlichen Wunsch, sie nur noch einmal in diesem Leben wiederzusehen. Zu meiner großen Betrübnis bekam ich die Antwort, sie hätte sich gänzlich von der Welt zurückgezogen und sie bekümmerte sich nicht mehr darum, wie es fernerhin auf der Erde zuginge; sie wollte in ihrer Freude ungestört bleiben, die sie einzig und allein an ihrem Seelenbräutigam empfände. Wenn ich aber die gleiche Absicht wie sie hätte, so sollte auch ich der Welt absterben und meine übrige Lebenszeit Gott in einem Kloster dienen; hätte ich dazu Lust, so würde sie alles für mich tun, was in ihrer Macht stände.

Ich ließ ihr sagen, ich hätte einen großen Reichtum in Glückstadt verlassen, da mich das Un=

glück von ihr gerissen hätte, und fragte sie, ob ich denn dafür gar nichts haben sollte. Doch sie gab meiner Mutter zur Antwort: Wenn ich ganze Monarchien, Königreiche und goldene und silberne Schätze der Welt hätte verlassen müssen, so würde ich auch das leicht vergessen können, was sie zu Gottes Ehre von dem Meinigen verwendet hätte. Falls ich Vertrauen zu Gott hätte und er es für dienlich hielte, so würde er mir dazu behilflich sein, noch größeren Reichtum in diesem zeitlichen Leben zu erlangen. Das war der letzte Bescheid, den ich von ihr hörte. Zugleich ließ sie mir durch meine Mutter einen Beutel mit tausend Dukaten aushändigen, damit ich weiter durch die Welt käme.

Fünfzehntes Kapitel.

Bernhards Mutter Stichira stirbt; er reist von Kreuzburg ab und erzählt, wie es ihm ferner erging.

Soweit hatte nun mein Glücksstern in der Welt geschienen, da ich auch erfuhr, wo meine Mutter, mein Vater, der Osofur und meine herzlichst geliebte Clauditta geblieben waren. Wenn ich nun in mich gegangen wäre, so hätte ich an mir selbst die oftmalige Veränderung des Glücks und die Unbeständigkeit aller Dinge zur Genüge erkennen können. Da ich aber zu sehr an das Böse gewöhnt war, so konnte mich auch diese Erkenntnis nicht zum Guten veranlassen.

In dem Kloster durfte ich über Nacht nicht bleiben; so nahm ich denn meinen Beutel mit den Dukaten und ging damit nach Glückstadt, setzte mich in ein Wirtshaus und pflegte meinen Leib. Als ich nach drei Tagen wieder zum Kloster kam, fand ich ein anderes Weib beim Aufräumen der Kirche. Ich fragte sie nach Stichira und erhielt den Bescheid, sie wäre gefährlich erkrankt und würde bald die letzte Ölung empfangen. Hierüber erschrak ich gar sehr und fragte, ob ich sie nicht noch einmal sprechen könnte. Man antwortete mir, das wäre nicht vorher möglich, ehe der Meßpfaffe bei ihr gewesen wäre, denn in das Kloster mit Ausnahme der Kirche dürfte kein Mann hineinkommen. So wartete ich denn, bis der Pfaffe kam; meine Mutter konnte nicht mehr sprechen; sie drückte mir nur die Hände und gab mir damit ihre Liebe zu erkennen; gleich darauf machte sie ihre Augen für immer zu. O, wie fing ich nun an zu weinen! Der Tod meiner Mutter ging mir wirklich nahe. „Ach, meine gute Mutter!“ rief ich. „Niemals werde ich dich wiedersehen!“ Die anderen Nonnen kamen zu mir und sagten mir, vor großer und übermäßiger Freude über meine Ankunft wäre sie gestorben; mein Kommen wäre ihr ins Blut gestiegen, was bei ihrem Alter schädlich gewesen wäre; sie wäre davon so matt geworden, daß es zu diesem seligen Ende mit ihr hätte kommen müssen.

Nachdem sie begraben war, verließ ich Kreuzburg und Glückstadt und begab mich nach Kisalle in der Hoffnung, es würde mich daselbst niemand

mehr kennen und mich gar wegen des ermordeten Landrichters zur Rechenschaft ziehen. Unterwegs passierte mir mancherlei; daß es aber im menschlichen Leben nichts Neues gibt und alles sich wiederholt, mußte auch ich an mir selbst erfahren. Wenn ich etwa im Keller eines Wirtshauses mit der Schenkmagd angetroffen wurde, so war ich nur auf ihr Geschrei hinuntergestiegen, weil ihr die Lampe ausgelöscht war, um sie wieder anzustecken oder ihr einen neuen Docht zu bringen; auf dem Heuboden hatte ich der Magd helfen müssen, einige Bündel Heu zu binden; im Kuhstall hatte ich ihr das Futter abgenommen; traf man mich bei der Köchin in der Küche, so hatte ich ihr die Hand einrenken müssen, die sie sich beim Arbeiten mit dem schweren Bratspieß verstaucht hatte; fand man mich bei der Jungmagd, so war sie meine Landsmännin und ich hatte Briefe von zu Hause bekommen, die ich ihr vorlas, damit sie hörte, was zu Hause passierte.

Auch ein Kostverächter war ich nicht und hatte mich in der Fremde an allerlei Speisen gewöhnt. Das hätte jeder bestätigen können, der mit mir bei der alten Ausgeberin, den Grönländern oder dem wilden Weibe von Goa auf der Teufelsinsel gewesen wäre.

Da die Dukaten, die ich in Kreuzburg bekommen hatte, bei meiner Lebensweise nicht lange ausreichten, so suchte ich mir meine Nahrung, so gut ich konnte. Weiß doch der Zehnte nicht, wie sich der Elfte ernährt! Und weil ich durch alle

Löcher durchgekrochen war, so wußte ich hernach um so besser, wo die Weltkinder der Schuh drückt, und half ihnen am rechten Fleck.

Als ich in Kisalle anlangte, fragte ich sogleich nach Jungfer Bizebillchen. Ich hörte, daß sie auf Fürsprache des alten Grafen Malade, nachdem sie einige Jahre im Zuchthaus gesessen hatte, entlassen worden war und einen Bierbrauer geheiratet hatte, dem sie drei Kinder geboren hatte, im dritten Kindbett aber gestorben war. So ging es mir auch mit anderen Bekannten: Bizebillchens Eltern, der alte Graf Malade, der Pater Guardian, alle waren tot. So verändert sich die Welt in dreißig Jahren! Hier in Kisalle war also für mich wenig zu tun, und ich mußte mein Glück anderswo suchen. Doch überall, wo ich früher gewesen, waren die Leute alt geworden, gestorben oder mir sonst nicht sonderlich gewogen. Gott sei Dank hatte ich meinen Mund noch ebensogut wie in der Jugend; und es wäre unverzeihlich gewesen, wenn eine so bedeutende Person, wie ich war, in der Welt nicht hätte fortkommen sollen!

Ich machte allerhand Projekte und übergab sie dem Reichstag; sie wurden auch zur Erwägung angenommen. Als ich mich aber persönlich zeigte, wurde ich von einem der Abgeordneten erkannt, der meine früheren Streiche noch zu gut im Gedächtnis hatte. Er machte mich der hochwohllöblichen Versammlung so verhaßt, wie wenn ich der gottloseste Mensch und größte Lump gewesen wäre. Das verdroß mich nicht wenig; und hätte

ich nicht Mitleid mit ihm gehabt, ich hätte ihn vor die Klinge gefordert. Was ich auch gegen ihn vorbrachte und sagte, die Leute glaubten ihm mehr als mir, und ich wurde mit allen meinen schönen Plänen abgewiesen.

Nun entsagte ich der katholischen Religion und wurde ein Protestant. Bei den Lutheranern hatte ich einen guten lutherischen Magen und bei einem reformierten Glas Wein bekannte ich mich zu den Reformierten. Ich fing tüchtig an, auf die Katholiken zu schimpfen, und gab vor, sie hätten mich aus ihrer Gemeinschaft verstoßen, weil ich nicht alle ihre Irrtümer lehren wollte.

Zunächst begab ich mich an verschiedene fürstliche Höfe; allein das Glück war mir nicht hold, wenn ich auch mit Fürsten und hohen Herren anders redete, als sich sonst jemand unterstanden hätte. Ich gab mich für einen früheren hochfürstlichen Hofprediger und Beichtvater aus, während ich doch in Wahrheit kaum etliche Kaplaneien und zuletzt eine Patronatspfarre bekleidet hatte. Von einem hohen Machthaber wurde mir eine Feldpredigerstelle übertragen; allein ich mochte lieber mit den Herren Offizieren in zweiunddreißig Blättern als in der Bibel oder Gerhards Andachten studieren. Überall, wo ich ins Quartier kam und die Wirtin eine Witwe war oder Töchter hatte, stellte ich mich als Freier vor, und das geschah an manchen Tagen bei dreien oder vieren.

Ein nettes kleines Abenteuer erlebte ich in

meinem Stande als Feldprediger. Ich fuhr mit einer Extrapost von der Stadt Cephel nach Löwenburg. Als ich vor das Tor kam, begegnete mir ein dem Ansehen nach anmutiges Frauenzimmer, das eine Magd mit einem Kinde und einen Tragkorb bei sich hatte. Sie schien es sehr eilig zu haben und schwitzte bereits. Ich fragte, wo sie hinwollte. Sie antwortete, ihr Liebster wäre Fähnrich und läge zu Perlepump in Quartier. Sie hätte in der Stadt Freundinnen besucht und sich einen Platz in der Post bestellt; weil sie aber aufgehalten worden wäre, wäre die Post vor ihr weggefahren und von ihrem Liebsten hätte sie keine Erlaubnis, länger wegzubleiben. Ich bot ihr einen Platz in meinem Wagen an; allein sie sagte, sie hätte Angst, ihr Schatz könnte es erfahren, daß sie mit einem fremden Manne gefahren wäre. Ich erwiderte, ich wäre ein Geistlicher, und ihr Liebster würde mir gewiß nichts Böses zutrauen, wenn er auch auf andere Männer eifersüchtig wäre. Sie nahm schließlich mein Angebot an, weil sie hoffte, die Post noch einholen zu können. Sie nahm das Kind und etliche Bettstücke zu sich, sagte der Magd, sie solle die Ihrigen grüßen und umkehren, und setzte sich zu mir in den Wagen. Ich dachte bei mir: dieses gute Schaf wirst du bald genug zu scheren bekommen. Ich erbot mich, sie bis zu dem letzten Dorf vor Perlepump zu bringen, wo sie gewiß einen Bauern finden würde, der sie zu ihrem Liebsten fahren würde. Sie war damit zufrieden. Es war ein kleines schwarzbraunes Weibchen, und

je länger ich sie ansah, um so mehr gefiel sie mir. So oft wir an eine Brücke kamen, gab ich dem Weibchen einen Kuß, wobei ich sagte, das wäre Brückenrecht, was sie auch gern geschehen ließ. Ich fing nun an, sie zu kitzeln und ihre Formen zu untersuchen, und merkte an ihrem Entgegenkommen, daß sie nichts dagegen hatte. Ich bat sie schließlich, mir zu gestatten, daß ich in dieser Nacht ihres Liebsten Stelle einnehmen möchte. Sie wandte ein, wenn ihr Schatz das erführe, so würde es das größte Unglück geben, wogegen ich sie damit beruhigte, ich würde sie, damit man keinen Argwohn schöpfte, für meine Frau ausgeben. Damit war sie nach einigem Widerstreben einverstanden. Als wir nun in das Nachtquartier kamen, übergab ich dem Wirt mein Felleisen, in dem außer Silbergeld über hundert Dukaten waren, die ich den Offizieren abgewonnen hatte, und ließ mir für mich und meine Begleiterin ein eigenes Stübchen geben. Nach eingenommener Mahlzeit legten wir uns zusammen nieder, und ich hielt mich im Liebeskampfe besonders tüchtig. Um Mitternacht gab das Weibchen ihrem Kinde absichtlich einen Stoß, damit es zu schreien anfinge. Unter dem Vorwande, das Kind beruhigen zu wollen, stand sie auf und ging zum Wirt hinunter, ließ ein Feuer anmachen, um ein Mus zu kochen; dann ersuchte sie den Wirt um mein, ihres Mannes, Felleisen, aus dem sie ein silbernes Kinderlöffelchen herausnehmen wollte. Ohne Bedenken gab er ihr das Felleisen, worauf er sich wieder zu Bett legte und

ihr dringend ans Herz legte, das Feuer gut auszulöschen, wenn das Kind gegessen hätte. Unterdessen war ich sanft eingeschlafen. Sie kam wieder in das Zimmer hinein, legte das Kind an meine Seite, ging hinunter, nahm den Sack mit Dukaten und Silbergeld aus meinem Felleisen und suchte damit eiligst das Weite. Als ich frühmorgens aufwachte, fand ich das Kind im tiefsten Schlaf neben mir und glaubte, seine Mutter wäre unten bei dem Wirt. Ich fragte nach ihr; doch sie war bereits über alle Berge. Nun ließ ich mir von dem Wirt mein Felleisen geben und wollte ihn bezahlen. Er brachte es mir; wie ich aber nach dem Geldsack suchte, war er weg. Ich fluchte auf den Wirt; er sagte, er hätte mein Felleisen so gut verschlossen gehabt, daß es keiner hätte finden können; in der Nacht aber hätte er es meiner Frau auf ihr Ersuchen gegeben, die für das Kind einen Löffel hätte herausnehmen wollen. „Donnerwetter!“ rief ich wütend, und nannte das Weib ein über das andere Mal eine Hure. Als der Wirt vernahm, daß es gar nicht meine Frau gewesen wäre, wollte er es der Obrigkeit melden; nur mit großer Mühe gelang es mir, ihn zu besänftigen, und ich versprach ihm, das Weibsbild schon einzuholen, denn ich wüßte ganz genau, wo es hingegangen wäre.

Kaum war ich vor der Tür, da lief ich, was ich konnte; denn ich war froh, daß ich so davonkam. Der Wirt behielt meinen Wagen, mein Pferd, mein Felleisen und das Kind; doch mußte er

den Wagen dem Eigentümer wiedergeben, der auch die Zeche und das Futter für das Pferd bezahlte.

Abermals war ich um mein gesamtes Eigentum gekommen und nahm meinen Abschied vom Regiment, da diese Sache doch unzweifelhaft ruchbar werden mußte. Darauf wandte ich mich an einen großen General, weil ich wußte, daß er und seine Vorgesetzten ein großes Vergnügen an tapferen Soldaten hatten, und je größer diese Soldaten waren, um so lieber hatten sie sie. Weil ich nun meinen Mund recht zu gebrauchen wußte und vorgab, die ganze Welt zu kennen und zu wissen, wo die besten und größten Leute zu finden wären, übertrug man mir ein Amt als Werber. Ich hatte angenommen, man würde mir eine Oberstenstelle übertragen; da dies nicht geschah, hatte ich auch keine rechte Lust zu der Werbetätigkeit. Ich verkehrte mit lauter vornehmen Offizieren, doch konnte ich von keinem etwas über den Kriegsstand erfahren, wohl aber hatte ich meinen Unterhalt bei ihnen. Und wenn ich mich auch ganz vertraut gegen sie benahm, so machte sich doch keiner mit mir gemein. Ein vornehmer Offizier, zu dem ich frühmorgens unangemeldet ins Zimmer trat, ließ mir durch den Feldwebel die Tür weisen und mir sagen, ich sollte mich gefälligst vorher anmelden, sonst würde er den Profoß als Wegweiser für mich kommen lassen. Zu einem anderen kam ich und forderte Geld mit dem Vorwand, ich wollte jemanden anwerben. Da ich von eben diesem

Offizier schon mehrmals Geld bekommen und nichts ausgerichtet hatte, so fluchte er ziemlich und sagte, ich sollte erst den Kerl bringen und dann das Geld verlangen. Darüber geriet ich in Wut, doch durfte ich nicht viel sagen, beschloß aber, mich zu rächen, daß die Welt zittern sollte.

Nun reiste ich nach Mugenheim, konnte mich aber nicht mit den Musensöhnen daselbst vertragen. Die Leute hatten keine Achtung vor mir und ehrten mich nicht meinen Jahren entsprechend. Deswegen lag ich immer mit ihnen in Klage. Und wenn einer gestraft worden war, so traten seine Mitgesellen in zwei Reihen und schlugen auf mich los, was weher tat, als wenn ich hätte Spießruten laufen müssen. Sie versprachen mir auch den Kopf zu waschen, wenn sie die Ehre haben würden, mich allein anzutreffen.

Hierauf begab ich mich an einen großen Hof, wo ich glaubte, daß meine Dienste besser belohnt würden als anderswo. Meine Hauptbeschäftigung war hier lügen, verleumden, afterreden.

Gar zu gern hätte ich ein paar große Könige aufeinander gehetzt, wodurch ich vielleicht ein großer General geworden wäre. Leider war mein Ansehen zu gering und das Ministerium ein Kern von gelehrten und erfahrenen Leuten. Ich konnte also nicht viel ausrichten; doch mochten sie durch mein tägliches Herumlaufen verdrießlich geworden sein und wirkten mir, um mich nur loszuwerden, eine ziemlich hohe Stellung aus; diese hätte ich lange innehaben können, wenn ich Witz und Ver-

stand gehabt hätte, das mir Befohlene zu tun, oder wenn ich mich mehr darauf gelegt hätte, meinen Beutel zu füllen als meinem Könige treu zu dienen. Wie ich mich aber niemals in mein Glück zu finden wußte, so geschah es auch diesmal. Ich erhob mich weit über meinen Stand. Viel Höherstehende und viel Vernünftigere hielt ich für nichts, tat allerhand Eingriffe, achtete keinen Menschen und schadete allen, wenn ich nur konnte. Infolgedessen waren auch alle gegen mich.

Täglich lag ich in den Bier- und Tabakshäusern und trank oftmals mit ganz geringen Leuten Brüderschaft, die sich solches zu großer Ehre anrechneten, wogegen manche, die vernünftiger waren, schleunigst wegliefen, wenn sie mich kommen sahen, damit sie nur nicht mit mir zusammen zu sein brauchten. Viele mochten auch wohl meine Reden vertreiben, die nichts als Lügen, Prahlereien und atheistische Behauptungen enthielten.

Einmal traf ich einen mir bekannten abgesetzten Geistlichen. „Ei, potz Donnerwetter," sagte ich, „wo kommst denn du her?" Dann hielt ich ihm eine lange, mit vielen Zoten gewürzte Rede. Er erschrak zunächst über diesen freundlichen Empfang und antwortete dann, er wäre nach wie vor ein Geistlicher, und wenn ich aus der Bibel mich wie ein Christ mit ihm unterhalten wollte, so wollte er mir gern Rede und Antwort stehen; wollte ich das nicht, so müßte er auf meine Unterhaltung verzichten.

Ein anderes Mal saß ich mit einem tüchtigen Politiker zusammen, der aus demselben Königreich stammte, aus dem ich entwichen war. Ich sagte ihm ganz einfach, sein ganzes Land bestände nur aus dummen Teufeln. Er schimpfte zwar über meine Anmaßung, wagte aber nicht mich anzurühren.

Als ich wieder ein anderes Mal mit einigen guten Brüdern beim Trunk saß, fing ich an, ihnen von meinen großen Taten zu erzählen; dabei bemerkte ich, wie ein am anderen Tisch Sitzender sich über mich lustig machte. Ich wollte ihm zum Dank dafür ein paar Maulschellen verehren, doch hielt mich ein Dutzend meiner Zechkumpane fest und sagte: „Laß ihn laufen; er hat eine feine Tochter!“ Sobald ich das hörte, wurden heimliche Gedanken in mir rege. Deshalb ging ich an seinen Tisch, schloß Freundschaft mit ihm und bat um Erlaubnis, ihm und seiner Jungfer Tochter meine Aufwartung machen zu dürfen, was er als große Ehre auffaßte. Als ich am nächsten Tage meinen Besuch machte, wurde ich von beiden Eltern als Glückssonne aufgenommen, die ihr Haus beschien.

So töricht handeln oftmals die Eltern gegen ihre Töchter: Wenn Freier kommen, sollen es vornehme Herren sein, damit die Mädchen alle Jungfern gleichen und die höheren Standes übertreffen. Dann fragt man nicht, was mit den Herren los ist, ob er auch ein Weib ernähren kann oder ob sie hernach am Hungertuch lutschen müssen.

Wenn dann die Schwiegereltern über ihren Stand hinaus ihr eine Aussteuer mitgeben, so ruinieren sich viele damit, kommen in Schulden, müssen das Tor auf den Rücken nehmen, und ihre Gläubiger haben das Nachsehen, Witwen- und Waisenseufzer kommen auf sie, und nun erst sehen sie, wenn der Schaden nicht mehr gut zu machen ist, wie übel sie sich und ihre Kinder gebettet haben. O, ihr dummen Eltern! Ihr beschuldigt Gott ganz zu Unrecht, wenn ihr behauptet, solche Ehen werden im Himmel geschlossen, die ihr eure Töchter um eures Unverstandes, eures Hochmuts und eurer Sünde willen eingehen laßt, weil ihr es nicht besser haben wollt! Hört man denn überhaupt heutzutage die Eltern noch die Freier fragen, ob sie Christen sind, ob er in die Kirche und zum Abendmahl geht, wer sein Beichtvater ist, ob er mit seinesgleichen im Frieden lebt und seine Zeit in guter und anständiger Gesellschaft verbringt? Hieran wird nur wenig gedacht, wohl aber ob viel Geld da ist; und wenn überhaupt eine Erkundigung nach seinem Lebenswandel eingezogen wird, so heißt es nur: Ist er böse und eifersüchtig? Meine Tochter ist keine Sklavin, sondern etwas frei erzogen. An das Christentum wird, wie gesagt, gar nicht gedacht; die freie Jungfer hält mit ihren Eltern selbst nicht viel darauf, und wenn man nicht das neue Kleid oder den sonstigen Staat und Schmuck zeigen wollte, würde man sie überhaupt nicht in der Kirche sehen. Ne sutor ultra crepitam! Dieses allgemein bekannte

Sprichwort bezieht sich auch auf andere Leute als nur auf die Schuster.

Aus dieser kleinen moralischen Abhandlung kann man leicht entnehmen, daß ich ein guter Theologe sein muß.

Nun komme ich auf meine kleine Meißeline; so hieß das junge Kind, das mich erwärmen sollte. In den ersten vier Jahren unserer Ehe wäre ihr ein ausgestopfter Hampelmann dienlicher gewesen als ein Mann von Fleisch und Blut; denn das gute Kind war erst dreizehn Jahre alt und die vollkommene Unschuld; als ich sie das erstemal besuchte, wußte sie tatsächlich nicht, wo der Jungfernkranz am festesten sitzt und den ersten Riß bekommt. Doch mein hoher Stand, die schönsten Kleider und großen Versprechungen hätten auch die Klügste wohl für mich eingenommen.

In kurzer Zeit machte ich sie denn auch so verschlagen, daß sie sich gegen jedermann in richtiger Weise benahm und die Leute gehörig zu betrügen verstand.

Nun muß ich noch mein größtes Unglück erzählen. Wie mir alle meine Ehen gar sauer angekommen sind, so ging es auch bei dieser nicht ohne große Schwierigkeiten ab. Der Bischof wollte uns nicht trauen, weil sechs Gründe uns entgegenstanden, und außerdem gestatteten meine Feinde, deren ich eine große Anzahl in der Stadt hatte, meine öffentliche Vermählung nicht. Trotzdem wurden zu einem großen Hochzeitsmahl alle Anstalten in der Stadt getroffen. Der Vizekönig,

die vornehmsten Parlamentsmitglieder und die angesehensten Leute der Stadt wurden außer der Familie meiner Braut (von meinen Angehörigen war niemand mehr am Leben) eingeladen; die Tafel wurde für vierzig bis fünfzig Personen gedeckt und mit vielen Lichtern illuminiert. Als der Tag herankam, auf den ich mit Schmerzen gewartet hatte, nahm ich mein Meißelinchen, setzte mich mit ihr in einen Wagen und fuhr auf ein benachbartes Dorf. Von dort kamen wir wieder nach Musenheim und ließen die Wagen zu allen Gästen, die geladen waren, fahren. Alle kehrten leer zurück. So ging es bis zum Abend. Dem Koch wurde unterdessen das Essen fast zu Mus. Ich knirschte mit den Zähnen, und meine Meißeline heulte zum Erbarmen, daß wir so verachtet wurden. Endlich, nachdem es später Abend geworden war, setzte ich mich mit meiner Braut und einigen wenigen Bekannten, die gekommen waren, zu Tisch. Ich war in solcher Wut, daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn mir jeder Bissen zu Gift geworden wäre; doch vergaß ich allen Kummer, als ich mit meiner kleinen Meißeline zusammen lag, die das zarteste Fleisch hatte, das ich Zeit meines Lebens angefaßt hatte. Wie nun jeder Tag seine eigene Plage hat, so ging es auch in unserem neuen Ehestande; denn wie am ersten Tage die Gäste, so blieben auch am zweiten die Geschenke aus. Ich glaubte wirklich, ich war eines ehrlichen Weibes nicht mehr wert.

Sobald ich nun mein süßes Weib genügend

genossen hatte, fing ich an gegen die Huren in Stadt und Land vorzugehen, wobei ich freilich manches harte Wort von diesem frechen Gesindel zu hören bekam. Dagegen war ich ein großer Freund der Mägde; wenn sie mit ihren Herrschaften in Klage kamen, so nahm ich mich ihrer bestens an; denn ich wußte noch ganz genau, wie sie mir früher aus mancher Not geholfen hatten. Auf die Weise fehlte es mir nie an Gesinde, wenn meine Meißeline neue Mägde brauchte; denn in mein Haus kamen sie alle gern.

In Ermangelung eines Lakaien mußte ich selbst manchmal die Sänfte für meine Frau holen. Wenn die Träger zu spät kamen oder vor der falschen Tür warteten, so daß meine Meißeline hatte zu Fuß gehen müssen, potztausend, wie fluchte und wetterte ich da und zankte mich mit den Kerlen herum!

Einmal packte ich auch einen Handwerksburschen an, der vor einem Laden stand und bettelte. Ich verlangte von ihm, daß er sogleich mit mir in Arrest ginge, aber der Kerl sträubte sich mit Händen und Füßen, bis er eiligst davonlief. Ich rannte hinter ihm her, bis er in ein Haus flüchtete. Hier gedachte ich ihn zu erwischen und befahl dem Wirt, das Haus zuzuschließen. Als ich aber hinaufkam, waren wohl fünfzig Handwerksburschen beisammen, die mich höhnisch fragten, was ich wollte. Als ich ihnen sagte, ich wollte den mitnehmen, der gebettelt hätte, schimpften sie mich einen Oberbettelvogt, und es fehlte wenig, so wäre ich mit

ihnen ins Handgemenge gekommen. Ich war froh, daß der Wirt die Tür öffnete und ich entschlüpfen konnte.

Bei allen Kleinigkeiten, wenn auch nur einer im Wirtshaus Karten spielte, spielte ich den Verräter; ich machte es so grob, daß ich keinen Menschen mehr freundlich ansah, sondern jeden für liederliches Gesindel hielt.

So weit war Bernhard mit seiner Erzählung gekommen, und zweifellos hätte er noch mehr von seinen Schwänken und seinen verschiedenen Weibern erzählt, wenn er nicht aus der Gefängnisstube geholt worden wäre, weil man besorgte, er würde seine Mitgefangenen mit seinen Abenteuern verführen. Mit seinem Abschied hatte also auch seine Lebensbeschreibung ein

Ende.





